

Universitätsbibliothek Wuppertal

Das klassische Ideal

Horneffer, Ernst

Leipzig, 1906

3. Der Mensch als Schöpfer, die Religion des neuen Heidentums

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

urn:nbn:de:hbz:468-1-3885

3. DER MENSCH ALS SCHÖPFER, DIE RELIGION DES NEUEN HEIDENTUMS.

*Das Ueberzeugungs-
werk was in
dieser Beziehung
nach je geschickte
wurde !!*

Wir nahen uns dem schwierigsten Teil unserer Aufgabe, zugleich aber dem, an welchem uns am meisten liegt. Denn alles, was ich bisher ausgeführt habe, bleibt ohne Sinn und Inhalt, es fehlt die Krönung, wenn ich nicht religiöse Gedanken selbst mitzuteilen weiß, die uns beglücken. Nach diesen lechzt unsere Seele wie nach ihrer nötigsten Nahrung. Wie die künftige Form des religiösen Lebens sein muß, mag mancher wissen. Alles, was ich in meinen beiden ersten Reden gesagt habe, konnte jeder sagen. Ein wenig Ehrlichkeit — und jeder mußte als Wahrheit erkennen, was ich dort ausgeführt habe. Ich fühle keinen Stolz darob. Auch steht mir alles dort Gesagte felsenfest. Ich wäre bereit, mir dafür den Kopf abschlagen zu lassen, daß das, was ich behauptet habe, die Wahrheit ist. Die Menschheit wird traurig verkümmern, wenn sie nicht den Weg einschlägt, den ich ihr gewiesen habe. Aber ich bange und zage, nun ich von der Religion nach ihrem Inhalte reden soll. Hier muß ich eine ganz andere Scham überwinden. Und nur der Umstand, daß unsere Zeit so schmerzlich nach neuen, befreienden Gedanken über den Sinn des Lebens darbt, kann mich bewegen, hierüber mich auszulassen. Ich weiß zu gut, was es heißt, an die höchsten Fragen heranzutreten, sich vor die letzten Rätsel des Lebens zu stellen und nur eine einigermaßen befriedigende Lösung zu geben, daß wir für einen Augenblick das Fragen einstellen. Aber nach dieser Beruhigung verlangt die menschliche Seele. Es hilft nicht, die Blicke abzuwenden. Immer wieder gähnt vor uns der Abgrund der Ewigkeit. Wir bebten solange, bis wir uns diese finstere Höhle erleuchtet haben und ohne Schauder hinunterblicken.

Nur auf dem Hintergrunde des großen, umfassenden Daseins kann dem Menschen das Leben wert werden. Der tiefe Einklang nur, den er seinem Leben mit dem allgemeinen, allgewaltigen Sein gibt, kann in seiner Seele Hochgefühle erwecken. Dann nur kann die große Begeisterung über ihn kommen. Der Mensch

muß das ganze All in sein Gefühl nehmen, muß gleichsam die Unendlichkeit aufsaugen. Das leihst seiner Seele erst volle Schwungkraft, das verdoppelt, vertausendfacht seine Stärke und Leidenschaft. Nie hat ein solcher Mensch zuvor gewußt, was er an Kraft, an Wille in sich barg. Sein eigenes brausendes Herz erweckt ihm Schauder. Er ist über sich selbst hinaus gehoben. Ohne dieses Band mit dem Unendlichen fühlt sich der Mensch als ein verrinnendes, verstoßenes Atom des Alls. Er ist abgesprengt vom großen Dasein und so zerhackt er sein Leben, für das er keinen Sinn mehr begreift, das ihm ein Spiel, ein Nichts ward, in lauter kleine wertlose Stücke. Das Tier und alles, was unter Menschen Tieres Art ist, mag mit kurzen Freuden und Leiden dem Augenblicke leben. Der Mensch bedarf ein Größeres. Er muß sein Leben als Ganzes gestalten. Dies aber kann er nur, wenn er es an das große Leben angliedert. Er muß alle Bäche des Seins in seine Seele leiten, daß sie hier mit- und weiterströmen. Schränkt er sich in seinen nächsten Grenzen ein, stellt er sich nur auf sich und genießt, was der Tag ihm bringt, so stirbt er als Glied dem großen Dasein ab. Seine Würde als Mensch hat er preisgegeben. Zwar die höchsten Fragen türmen sich vor uns wie fürchterliche Ungetüme auf. In unnahbarer Hoheit blicken spöttisch diese erhabenen Rätsel auf uns herab, daß Ehrfurcht und Zweifel das Herz lähmen. Und dennoch, will der Mensch nicht ganz auf sich verzichten, muß er es wagen diese hehren Göttinnen anzugreifen. Nur auf dem Untergrunde der ganzen Welt kann der Mensch sein Leben erbauen. Will der Mensch die Welt bemeistern, will er das All gewinnen, so mag er wissen, daß er etwas Unmögliches will, und dennoch muß er es wollen. Mag das mühsam errichtete Gebäude des einen Geschlechts immer wieder in sich zusammenstürzen, das nächste Geschlecht muß von neuem an das große Werk gehen und ein anderes gründen. Nie kann der Mensch für die Dauer in der Welt als Heimatloser schweifen. Er bedarf letzter Begriffe, letzter Wahrheiten, auf denen er ausruht. Und so schreiten wir denn ans Werk. Suchen auch wir wieder zum tiefsten Lebensquell vorzudringen. Wir wissen, daß wir damit nach Unerreichbarem streben. Aber es treibt uns unaufhaltsam vorwärts. Und langsam, langsam nähern wir uns vielleicht dem Ziele. Zaghaft und mutig, demütig und stolz greifen wir wieder nach der Krone der Menschheit. Kämpfen wir wieder den Kampf mit dem Drachen Ewigkeit.

Wenn wir ihn nicht erlegen, können wir ihn vielleicht für eine Weile verscheuchen. Der Mensch muß wieder freier atmen ange- sichts des großen Lebens. Hoffnung soll wieder bei ihm ein- kehren. Er muß wieder Mensch sein, was Mensch sein heißt.

Aber wie finden wir nun den Schlüssel zum Leben, das Ver- ständnis für das geheimnisvolle Allleben, das uns immer umwebt und uns doch so fremd, so dunkel bleibt? Hier ist schon viel gewonnen, wenn wir wenigstens wissen, wie das Wesen des Daseins jedenfalls nicht ist, welche Richtungen des Denkens uns abgeschnitten sind, daß wir sie nicht weiter verfolgen können. Diese Einsicht des Irrtums öffnet uns vielleicht das Auge für die Wahrheit, für den Weg, auf dem wir bessere Früchte brechen können.

Hier ist zu sagen, daß das alte Weltbild, wie es uns überkommen ist, der Glaube an einen Gott, sei dieser nun über der Welt oder ausgegossen in der Welt, uns nicht mehr zusagt, daß diese Auffassung vom Weltwesen mehr und mehr schwindet. Eine bewußte, überlegte, planmäßige Schöpfung und Leitung der Welt, ein durchweg sinnvoller Aufbau des Weltganzen ist uns nicht mehr glaubhaft. Auf den Gedanken der bewußten Welt- schöpfung konnte man nur verfallen, wenn man die Welt als fertig vor sich sah, wenn man die Welt in ihrem letzten Ergebnis, so wie sie sich jetzt dem Blicke des Menschen darbietet, betrachtete. In diesem reifen, späten Zustande allerdings mußte die Welt wohl auf den unbefangenen, durch Wissen und Erfahrung nicht belehrten Geist den Eindruck eines vernünftigen, weise angelegten, weise durchgeführten Werkes machen. Und die ersten Ergebnisse der Wissenschaft schienen diese Annahme nur zu bestätigen. Als man einen Einblick gewann in das Ge- trieben der Natur, in die unabänderlichen, stetigen, harmonischen Gesetze der Natur, da erst glaubte man das Wirken und Schaffen Gottes recht zu erkennen, hier glaubte man ihn unmittelbar am Werke zu sehen. Hier, meinte man, könnte man seine Tätig- keit und also auch seine Existenz mit Händen greifen. Und so konnte man wohl, vom Anblick dieser anscheinend so weisen und erhabenen Wirklichkeit berauscht, den Traum von der besten aller möglichen Welten träumen. Da konnte man recht schwelgen in der Bewunderung des allmächtigen Urhebers und Schöpfers der Dinge. Aber auf diese begeisterte Schwärmerei folgte ein jäher Rückschlag. Wir haben das Auge abgewendet

von der seienden, fertigen Welt. Wir haben einen Blick ins Werden getan. In der Wissenschaft hat sich ein völliger Umschwung vollzogen. Die Wissenschaft ist heute nicht mehr bloß eine beschreibende, sondern eine erzählende. Nicht wie die vorhandene Welt beschaffen ist, erregt heute in erster Linie unsere Wißbegier, sondern wie sie geworden ist, wie sie sich baut, erzeugt, entwickelt, wie ein Zustand aus dem andern gefolgt ist, wie die Welt gewachsen ist. Die Erkenntnis ihrer vorhandenen Eigenschaften gilt uns nur als die Voraussetzung, die Vorbedingung der tieferen und wertvolleren Einsicht, wie sich die Welt zu dem, als das sie heute sich gibt, entfaltet hat. Diese Betrachtungsart hat das ganze alte Weltbild umgeworfen. Wir sehen jetzt in die geheime Werkstatt der Natur. Und hierbei müssen wir wahrnehmen, wie oft die Natur in die Irre geht. Die edelsten Bildungen, die die Natur mit großer Anstrengung hervorgebracht hat, werden oft schmählich wieder vernichtet. Umgekehrt, das Unedle, Gemeine und Schlechte, das den Gang der Entwicklung hemmt, besteht häufig über Gebühr lange und führt eine freche Herrschaft. Wir sehen die Natur vielfach mit den plumpsten Mitteln wirken. Die wichtigsten, bedeutsamsten Angelegenheiten, wie z. B. Fortpflanzung und Zeugung, sind vielfach dem rohesten Zufall überlassen. Wir müssen auf ein tiefes Unvermögen der Natur schließen, wenn wir sehen, daß sie oft nur auf weiten Umwegen ihr Ziel erreicht. Gewiß, ein Streben liegt in der Natur, ein Streben nach aufwärts, ein Wille zum Höheren — wir werden noch näher prüfen, was dieser Wille zum Höheren ist — aber sie kommt nur mühsam vorwärts. Sie schweift oft auf kostspielige Seitenpfade ab. Sie ächzt und keucht bei ihrem Gange. Hilflos, sich selbst überlassen ringt sie mit schweren Widerständen, die sie in ihrem Schoße birgt. Nein, kein vernünftiger, einsichtiger Geist hat diesen Lauf geleitet. Schon nach menschlichem Ermessen hätten unzählige Ziele auf viel einfacherem, geraderem Wege erreicht werden können. Welche bodenlose Verschwendung herrscht im Haushalte der Natur! Welche Verheerungen brechen oft über die zartesten Schöpfungen der Natur mit entsetzlicher Gewalt herein! Und doch liegt der Natur an solchen Bildungen. Denn sie würde nicht so viel Kraft und Mühe aufwenden, um sie hervorzubringen. Hat sie sie aber erreicht, hat sie aus ihrem Schoße edle Kinder geboren, so

kann sie sie oft nicht retten. Sondern sie selbst, mit anderen Kräften, schlingt sie wieder vorzeitig in ihren Schoß hinein. Das Dasein gewährt vielfach einen chaotischen Anblick. Es ist oft, als blickten wir in einen unheimlichen Hexenkessel hinein. Durch die Natur schreitet oft mit wuchtigen Schritten die Tragödie und läßt ihre entsetzensvollen Spuren zurück. Gewiß, auch viel staunenswert Zweckmäßiges bringt die Natur hervor. Sie erreicht oft ihr Ziel, und eine Gesamtabrechnung, ein Überblick des Ganzen kann uns nur die höchste Bewunderung vor den mächtigen Gestaltungskräften der Natur abnötigen. Aber diese Seite ist nur die eine Seite der Natur. Ihr steht ein schlimmes Gegenstück gegenüber, das man nicht vergessen darf. Nicht ohne triftigen und tiefsinngigen Grund hat die ältere Zeit, die noch fest und ehrlich an Gott glaubte — heute tut das selbst der Frömmste nicht mehr, er bildet es sich nur ein, an Gott zu glauben — die ältere Zeit hatte mit tiefem Bedacht dem guten und weisen Gottes einen bösen und schlimmen Gott gegenübergestellt, der jenes Gnadenwerk zerstören will. Wir glauben nicht mehr an den bösen Gott. So können wir auch nicht mehr an den guten Gott glauben. Denn dann haftet an diesem alles Wilde und Furchtbare, alles Grausame und Dumme, alle Fäulnis und Verderbnis im Dasein. Das aber widerspricht sich. Wenn wir etwas an dem Wesen Gottes als unerlässliche Eigenschaft voraussetzen müssen, so ist dies die Eigenschaft der Einsicht, der Weisheit, der unbegrenzten Vernunft. Ohne diese Eigenschaft wäre der Begriff Gottes völlig hohl. Auf diese Eigenschaft hin, um einen Träger für die höchste Ausbildung und Vereinigung der Vernunft zu haben, hat man überhaupt den Begriff Gottes gebildet. Aber diesem vernünftigen Charakter, den die Welt als das Werk Gottes tragen müßte, spricht alle Erfahrung Hohn. Zum mindesten sind auch furchtbare Gegenkräfte und Hemmnisse am Werk.

Wenn man aber einwendet, dies, gerade dies habe Gott gewollt; er habe die Welt sich selber überlassen, daß sie erprobe, wie weit sie mit ihren Kräften kommen möge, so ist zu sagen: ein Gott, der außerhalb der Welt steht, der sich nicht um die Welt bekümmert, der nicht eingreift in den Lauf der Welt, ein solcher Gott geht uns nichts an, der ist für uns so gut wie nicht vorhanden. Nur was irgendwie auf die Welt einwirkt, uns und der Welt sich fühlbar macht, das allein lebt für uns, ist für uns. Und behauptet man, Gott lebe und wirke in der Welt und auch

all das scheinbar Unvernünftige, Widerwärtige, Mangelhafte und Böse sei sein Werk, sei von ihm beabsichtigt, sei mit eingerechnet in seinen Weltenplan, den wir mit unserer beschränkten Vernunft nur nicht zu fassen vermögen, so ist zu entgegnen: einen anderen Maßstab als unsere Geistigkeit, unsere Auffassungskraft können wir an die Welt nicht anlegen, weil uns anderes nicht gegeben ist. Auf überraschend und bewunderungswürdig planvoll und zweckmäßig gestaltete Einrichtungen der Natur hin hat man den Begriff Gottes geprägt. Wenn entgegengesetzte Zustände als ebenfalls für die Welt bezeichnend aufgedeckt werden, so hat man eben seinen Weltbegriff umzubilden, hat man einen neuen Weltbegriff zu schaffen, der diesen Widersprüchen gerecht wird. Aber nicht darf man auf solche Erfahrungen hin seine Vernunft zum Schweigen bringen. Denn aus dem Unvermögen des menschlichen Geistes ließe sich nur folgern, daß wir überhaupt keine metaphysischen Vorstellungen bilden sollen, aber niemals, daß wir bestimmte Vorstellungen glauben sollen. Das hieße sich nur auf den Gedanken der Vergangenheit schlafen legen, die nach dieser Auffassung ebensowenig Recht hatte wie wir, sich an die letzten Rätsel zu wagen.

Da der Glaube an Gott, an die allweise und planvolle Gestaltung der Welt erschüttert ist, sucht man sich auf zweierlei Weise zu helfen. Entweder man stellt das Denken ein, man schlägt alles nieder, was dagegen spricht, man verbindet sich die Augen — wir sahen eben, daß dies Verfahren nicht angängig ist — oder man trägt jenen seltsamen Erscheinungen, der Tragik im Dasein, aller Unvollkommenheit und Sünde Rechnung, sucht aber Gott hiervon möglichst zu entlasten, indem man ihn immer weniger für die Welt verantwortlich macht. Dies aber kann man nur so erreichen, daß man den Begriff Gottes immer mehr seiner Kraft beraubt, daß man ihn immer inhaltsleerer macht. Wie hat man die ehemals kräftige Vorstellung von Gott nach und nach verdünnt und verarmt! Immer mehr Sein und Gehalt hat man von ihr abgestreift, bis fast nichts mehr übrig blieb und man schließlich Gott ganz in Rauch aufgehen ließ. Da man nicht mehr an Gott glauben kann, glaubt man wenigstens an das Wort Gott. So hat man etwas doch gerettet! Unsere Zeit ist sehr anspruchslos geworden. Wir haben gelernt, an nichts, an strohernen Überbleibseln uns zu nähren. Wir beten

ohne Bedenken in ausgebrannten Tempeln. Aber allgemach stellt sich bei allen starken und leidenschaftlichen Seelen ein schmerzhafter, schneidender Hunger ein. Uns befällt ein Grauen vor den öden Wänden unserer zerstörten Heiligtümer. Klagen wir nicht länger dem verlorenen Gottes nach! Man halte Gott nicht mehr krampfhaft an den dünnsten Fäden fest! Man lasse das Tote tot sein und wolle es nicht immer von neuem mit der Farbe des Lebens bemalen! Ist Gott nicht mehr in der Welt zu spüren — und hier ist er nicht zu spüren, hier kämpft das Sein einsam und verlassen mit sich selber einen schweren Kampf — so wolle man auch nicht mehr jenseits aller Wirklichkeit Gottes Schatten nachjagen. In allen Verhältnissen des Lebens muß man irgendwann einen Schluß finden können. Fällt das Haus zusammen, so hockt man nicht auf den Trümmern, sondern richtet ein neues auf. Ward es uns an einem Orte zu enge, so greifen wir nach dem Stabe und streben tapfer neuen Ländern zu. Lassen wir endlich Gott ruhen, schaffen wir andere Weltgedanken, die uns glaubhafter dünken und uns doch zugleich das Leben wert und teuer machen.

Da der Glaube an einen vernünftigen Ursprung der Welt zu wanken begann, verfiel man zunächst auf den entgegengesetzten Weg. Wie immer, wenn man eine Enttäuschung erlebt hat, stürzte man sich in das Gegenteil der bisher geliebten und geehrten Dinge, suchte gleichsam aus Trotz die der religiösen Auffassung direkt entgegengesetzte Anschauungsweise auszubilden und auszubreiten. Hatte man ehedem alles Seiende auf den denkenden Geist zurückgeführt, so versuchte man jetzt den umgekehrten Weg, allen Geist aus der Welt herauszutreiben. Nur Körperliches glaubte man in der Welt zu finden. Das, was man Geist, Seele nenne, das sei auch nur ein Körperliches, eine Bewegung des Körpers. Und der ganze wunderbare Aufbau der Welt, weit entfernt das Werk eines planvoll schaffenden, überlegten Geistes zu sein, er sei umgekehrt das ganz zufällige Ergebnis unbeseelter bewegter Massen. So suchte man die alte Wahrheit auf den Kopf zu stellen. Indessen diese Auffassung, die unter dem Namen Materialismus bekannt ist, hat niemals dauernd befriedigt. Vorübergehend hat sie wohl Berühmtheit und Einfluß gewonnen. Aber immer wieder sehr bald und entschieden hat man sich von ihr abgewendet. Es erscheint gänzlich unmöglich, das Seelische auf das Körperliche zurückzuführen.

Selbst bei den Naturforschern, die die Hauptvertreter und Verfechter dieser Anschauung waren, denen es besonders nahe lag, da sie sich immer nur mit Körpern befassen, auch nur an Körper zu glauben, selbst bei ihnen scheint sich ein Umschwung der Auffassung anzubahnen. Immer mehr löst sich ihnen die Materie auf, so daß sie nur noch Kräfte übrig behalten. Wie dem auch sein mag, so viel gilt uns heute als ausgemacht, das, was wir Seele nennen, so unlöslich es auch mit dem Körperlichen verbunden ist, kann niemals selbst als etwas Körperliches aufgefaßt werden. Wir können es nie aus dem Körperlichen ableiten. Deshalb, wenn wir nach einem Weltgrund suchen, nach einem letzten Zusammenhange, einem allgemeinsten Grundwesen des Daseins, etwas Seelisches wird dieses sein müssen. Denn das Seelische ist das uns zunächst Gegebene, ja in gewissem Sinne das uns ausschließlich Gegebene. Wir können niemals von dem Seelischen absehen.

Ich glaube, die Wahrheit liegt wie so oft in der Mitte. Weder ist die Welt Ausfluß und Zeugnis eines vernünftigen Geistes, einer allmächtigen, weise waltenden, alles durchdringenden und beherrschenden Vernunft, noch auch ist die Welt völlig seelenlos, das rein zufällige Spiel ungeistiger Massen. Ich glaube, Schopenhauer hat hier das erlösende Wort gesprochen. Schopenhauer geht aus vom Menschen. Er sucht nach dem Wesentlichen, dem Grundlegenden und Allgemeinsten in der Existenz des Menschen und findet, daß dies nicht der Leib, aber auch nicht der vernünftige Geist, sondern das Triebleben, der Wille ist. Geist und Leib sind ihm Organe des Willens. Der Wille ist durchaus das Fundament des seelischen Lebens der Menschen und damit auch des leiblichen Lebens, das Schopenhauer ganz dem seelischen unterordnet und eingliedert. Was der Mensch auch vornimmt, wie er sich auch gebärdet und äußert, immer ist es ein Wille, der ihn beseelt, sein Tun hervorruft. Und wie beim Menschen, so in der gesamten Natur. Als ewig bewegt stellt sich uns die Natur in allen ihren Kindern dar. Aber was ist diese Bewegung aller Naturerscheinungen, organischer oder unorganischer? Wie kommt sie zustande? Wo hat sie ihre Quelle? Sind die Naturgebilde tote Massen, die an unsichtbaren Ketten gezogen werden? Schopenhauer behauptet, die Natur ist gleichen Wesens mit dem Menschen. Auch in der Natur sind die Bewegungen das äußere Merkmal eines beseelten Inneren.

Auch hier stammt wie bei uns alle Bewegung, alles Leben aus einer seelischen Triebkraft. Wille ist auch in der Natur, in allen ihren so tausendfachen Formen das Wesenhafte, wenn dieser Wille bei den einzelnen Wesen und Gattungen auch auf sehr verschiedener Stufe der Ausbildung und Klarheit steht. So verlegt Schopenhauer das innere Wesen des Menschen in die Natur hinein und zwar nicht nur in den geheimnisvollen und unbekannten Urgrund der Dinge, sondern in die unmittelbare Naturerscheinung, in alles, was den Menschen umgibt. Auf solche Weise ist der Mensch in die nächste Verwandtschaft mit der Natur gerückt und umgekehrt. Diese metaphysische Auffassung Schopenhauers, die den Menschen und die Natur so eng aneinander gliedert, hat nachträglich eine starke Stütze in der neueren Naturwissenschaft gefunden, durch die berühmte Entwicklungs- und Abstammungslehre Darwins. Durch diese großartige Entdeckung ist der Zusammenhang des bis dahin getrennten, zerspaltenen Seins bewiesen. Wo wir früher unübersteigliche Klüfte annahmen, da sind jetzt Brücken geschlagen. Die ganze schier unübersehbare Mannigfaltigkeit der Natur ist in einem einheitlichen Flusse aufgegangen. Alle Naturerscheinungen, der Mensch mit eingeschlossen, sind, so verschiedenartig ihr äußerer Anblick auch wirkt, dennoch letzten Endes blutsverwandt. Es stammt alles aus einer gemeinsamen großen Quelle. Und da jede einzelne Erscheinung Wille ist, wie wir gehört haben, so werden wir auf einen einheitlichen allgemeinen Willen schließen müssen, der die ganze Erscheinungswelt hervorbringt, aus dem alle individuellen Gebilde der Natur entsprungen sind und aus dem sie ihre Kraft gesogen haben. Vor aller Erscheinungswelt mit ihrer vielgeteilten Mannigfaltigkeit gibt es ein allgemeines, umfassendes Urseelisches, das sich dann erst in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt spaltet, sich in den unzähligen Gestalten der Erscheinungswelt offenbart, sich darin objektiviert, wie Schopenhauer sagt. Dies seelische Etwas aber, das dergestalt die ganze Welt erfüllt und beherrscht, ist nicht ein überlegter, vorausschauender, planmäßig schaffender Geist, nicht eine Vernunft, die überdenkt und berechnet, sondern ein unbewußtes dumpfes Begehen, ein wilder Drang. Nicht die Vernunft, sagt Schopenhauer, sondern der Wille, ein heißes unersättliches Begehen, das ist der Grundzug des Daseins.

Ich glaube, daß diese Auffassung der Welt eine große Ent-

deckung ist, daß sich in der Richtung dieser Betrachtungsweise das europäische Denken künftig bewegen wird. Ohne Zweifel ist die Philosophie Schopenhauers nur ein erster Ansatz, sie ist noch nichts Abgeschlossenes. Sie harrt noch der Ausgestaltung. Aber ein fruchtbare Same, scheint mir, ist hier gelegt, der mit der Zeit einst üppig aufgehen wird.

Worin liegt das Unvollständige der Schopenhauerschen Philosophie? Wo hat die Ergänzung einzusetzen? Nach Schopenhauer ist die Welt Wille. Aber welcher Art ist dieser Wille? Der Wille braucht einen Ausgangspunkt und ein Ziel. Was erstrebt der Wille? Und wie kommt der Wille zum Aufbau der Welt? Wie kommt es, daß er gerade diese Gestaltung der Welt hervorbringt? Worauf läuft das Streben des Willens schließlich hinaus? Schopenhauer wußte keine andere Stellung zum Willen zu finden als die, daß er den Willen verwünscht, und daß er eine Ertötung, eine Selbstvernichtung des Willens fordert. Ihm ist die Welt ein einziger furchtbarer Fluch, der nur das einzige Ziel kennen sollte, sich durch Selbstentsagung aufzuheben und so zu entsühnen. Offenbar kann dies nicht das letzte Wort des Menschen gegenüber der Welt des Willens sein. Wir werden den furchtbaren Eindruck überwinden müssen, dem Schopenhauer im ersten Schrecken erlag. Vielleicht daß wir durch eine genauere Bestimmung des Willens wieder ein vertrauensvoller Verhältnis zum Leben gewinnen, indem der Wille uns nicht als Fluch, wenigstens nicht notwendig als Fluch, sondern auch als Segen erscheint, daß wir das durch Schopenhauer zerrissene Band zum Dasein wieder anknüpfen können. Eine genauere Erkenntnis des Willens enthüllt uns den Willen, in dem wir alles Grausen erblicken sollten, vielleicht als eine Quelle unermeßlichen Glückes.

Nietzsche hat als erster den Versuch gemacht, durch nähere Bestimmung des Willens diesen des öden und unfruchtbaren Charakters, den ihm Schopenhauer zusprach, zu entkleiden. Wie mir scheint, nicht mit vollem Erfolge. Indem Nietzsche seinen Blick auf die einzelne Lebenserscheinung, auf die verschiedenen Individuen, Gruppen und Gattungen richtet, bemerkt er, daß sich das Machtverhältnis unter diesen begrenzten Lebensformen ständig verschiebt. Jedes Wesen trachtet nach einer größeren Ausdehnung seines Machtbereiches zu Ungunsten der andern. Jedes Wesen will sich zwischen die es umgebenden

Wesen mit seinen Machtansprüchen hindurchwinden und sich womöglich über sie erheben. Jedes Wesen will möglichst viel von seiner Umgebung, von allem, was in seinen Bereich kommt, in seinen Dienst nehmen, es sich unterwerfen und nutzbar machen. „Wille zur Macht“ sagt Nietzsche, ist es, was alles Seiende erfüllt und beherrscht. So sucht Nietzsche den Willen Schopenhauers durch die nähere Bestimmung seines Ziels, seines inneren Charakters und Wesens zu ergänzen und auszugestalten. Nicht nur Wille zum Leben, wie Schopenhauer ganz allgemein und unbestimmt gesagt hatte, sondern Wille zur Macht, zum Mehr-Leben, zum Über-andere-hinweg-Leben — das sei die allgemeinste Lebenserscheinung. Durch diesen Willen zur Macht, der alles beherrscht, entstehe der große Kampf des Lebens, und durch diesen Kampf entwickle sich das Leben durch stetige Überwindung des Schwächeren durch das Stärkere in aufsteigender Linie. Und diese Entwicklung sei noch nicht abgeschlossen, sondern lasse auch für die Zukunft noch viel erhoffen. Und dieser Ausblick gebe dem Menschen den freudigen Glauben, die Zuversicht zum Leben und ganzen Dasein zurück.

Ich kann diese Lösung nicht für genügend ansehen. Der Mensch kann nicht nur von der Zukunftshoffnung leben. Soll der Wille Wert haben, so muß er in jedem Augenblicke Wert haben. Dann darf nicht nur das Ergebnis, und gar noch ein in der Ferne verschwimmendes Ergebnis des Willens dessen letztes Ziel sein. Er darf nicht nur von seinem letzten Ergebnis seinen Wert entleihen. In jedem Augenblick, auf jeder Stufe muß der Wille zu bejahen sein. Sein Charakter, seine tiefste Art muß zugleich seine unmittelbare und überzeugende Rechtfertigung sein. Alles Lebende und Seiende muß zu jeder Stunde ein lautes oder stumpfes Loblied anstimmen können auf die Art alles Seins, auf das Ursein des Willens, wie es sich zu jeder Zeit, in jedem Wesen offenbart. Der Wille muß sich kraft seines Wesens in ewiger Selbstbeglücktheit wiegen. Wie und was er auch will, an welcher Stelle des Daseins er auch hervorbricht und seine Flügel regt, immer muß er sich selbst die Quelle höchster Wonne sein, wenigstens sein könne. Oder der Wille muß wirklich, wie Schopenhauer es meinte, dort, wo er zu seinem Bewußtsein kommt, wo er sich selber und seine Art begreift, beim Menschen, in einen ewigen, sich selbst verdammenden Fluch ausbrechen und diesem Fluche folgend und gehorchnend

sich selbst vernichten, sich selber absterben und so die ungeheure Tragödie des Daseins enden. Kann aber der Wille als Wille zur Macht sich wirklich freudig bejahren? Kann das Sein sich selber gutheißen, wenn es ewiger Kampf, wenn gegenseitige Vernichtung und Knechtung sein einziges Merkmal ist? Bei Schopenhauer war der Wille öde und sinnlos. Es grauste Schopenhauer vor diesem unfruchtbaren Willen, der ohne Folge und Ziel in unablässiger Bewegung nach Art der Danaiden immer nur will und strebt und wieder will und strebt. Durch Nietzsche aber wird der Wille, dadurch daß er Wille zur Macht wird, ein furchtbar mörderisches, entsetzensvolles Spiel. Freilich läßt Nietzsche als letzten Erfolg dieses Kampfes ein leuchtendes Bild als Siegeszeichen aufglänzen, ein berauschendes Sein, ein nie geahntes Wunder. Aber niemand von heute und ehedem findet zu dieser Insel der Seligen Zugang. Alles, was war und ist, bleibt ein ewiges Sich-selbst-Zerfleischen, Sich-selbst-Unterjochen und -Quälen. Die Welt Schopenhauers wird hierdurch nicht erlöst; ein Unheil wird mit dem andern vertauscht. Der Mensch kann nicht liebend und segnend zur Welt stehen. Ihn lähmt der immer gleiche Schauder vorm Dasein.

Auch Nietzsche kann uns nicht als Abschluß unserer metaphysischen Spekulation gelten. Wir werden von neuem eine Prüfung des Willens vornehmen müssen, um zu einer genaueren Bestimmung seines Wesens zu gelangen, die überzeugender, fruchtbarer und vielleicht auch beglückender ist.

Ist es wirklich die Macht, die die einzelnen Wesen begehren, wie Nietzsche glaubt? Ist Wille zur Macht das Beherrschende, das eigentlich und letzthin Treibende, das die einzelnen Wesen, lebendige und unlebendige, beherrscht? Sehen sie es nur darauf ab, andere Wesen unter sich zu zwingen, sich dienstbar zu machen? Ist hiermit wirklich der Kern ihres Strebens und ihrer Regsamkeit bezeichnet? Wie Nietzsche es an der wichtigen Stelle, wo er den Willen zur Macht im Zarathustra einführt, ausdrückt: „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht; und noch im Willen des Dienenden fand ich den Willen Herr zu sein. Daß dem Stärkeren diene das Schwächere, dazu überredet es sein Wille, der über noch Schwächeres Herrsein will: dieser Lust allein mag es nicht entraten.“ Ist das wirklich der Fall? Mir will scheinen, als ob die Macht über andere, die nähere oder fernere Um-

gebung die unwillkürliche, notwendige F o l g e des Willens und seiner Betätigung sei, das unvermeidliche Ergebnis seiner Wirk-samkeit, aber nicht eigentlich sein Inhalt, sein unmittelbarer Zweck. Man muß hier scharf unterscheiden. Was will der Wille? Ich meine, der Wille will nur sich, nur seine Entfaltung, seine Entfesselung, seine Befreiung. Er kann diese nicht anders erlangen als so, daß er auf die Umgebung zugeht, daß er ergreift, was sich ihm darbietet, sich ihm in den Weg stellt, daß er die Umgebung sich untertan macht, irgendwie in seinen Bereich einbezieht, an sich kettet. Aber alles dies m u ß der Wille not-wendig tun, wenn er nicht ruhen will. Und ruhen kann und will der Wille nicht. Er ist ununterbrochene Bewegung. Er drängt, er quillt, er strebt. Wenn er strebt und sucht, so bedarf er der Zielpunkte, der Gegenstände, die er erstrebt, die er an sich reißt. Er bedarf irgendetwas, an das er sich anknüpft. Aber die Macht, die er dadurch über seine Umwelt erlangt, war nicht sein eigentliches und erstes Ziel, sein ursprünglicher Zweck, sie ist die unumgängliche Folge seines Tätigseins. Wirkt der Wille, wirkt er sich aus, so e r l a n g t er Macht. Aber er will und muß nur sich auswirken. Der Wille bestimmt und gestaltet sich nicht in Rücksicht auf Anderes, Fremdes. Dies Andere, Fremde, das an ihn herantritt, ist nur etwas Zweites, Hinzugekommenes. Der Wille lebt nur in sich, nur von sich aus, von seinem unmittelbaren, ihm eingeborenen Bedürfnis aus; nach seinem eigenen Wesen und Sein gestaltet er sich. Betrachten wir den Baum im Walde. Er ringt alles nieder, was ihn umgibt. Aber w i l l er alles dies niederringen? Ist dies sein eigentliches, letztes Ziel? Oder will der Baum nicht bloß zum Lichte, zur Höhe kommen? Ist das Niederkämpfen der anderen Gewächse und Bäume nicht nur das Mittel dieses Höherwollens? Und das Gleiche ist es in der gesamten Natur. So ist es auch in dem Ver-hältnis der Menschen untereinander, selbst in dem Verhältnis der größeren menschlichen Gruppen untereinander, in dem gegenseitigen Kampfe der Völker, wo doch der Wille zur Macht recht eigentlich zu Hause zu sein scheint. Will um der Herrschaft will ein Volk dem andern seinen Willen aufzwingen? Will es dem andern nur den Fuß auf den Nacken setzen? Oder ist es nicht vielmehr so, daß ein Volk in sich eine gewisse Fülle von Leben, Wille, Tätigkeit, Triebkraft birgt, die sich um jeden Preis entladen will, und deshalb, sich ausdehnend und entfaltend, hier-

bei aber auf den gleichen Willen, das gleiche Bedürfnis der anderen Völker stoßend, sich notwendig in Gegensatz und schließlich in Kampf mit diesen verwickelt? Die Spannung eines Volkswillens, der wächst und quillt wie eine Pflanze, löst sich plötzlich aus und losgebunden muß dieser Volkswille vergewaltigen, was sich ihm hemmend entgegenstellt. Aber diese Vergewaltigung ist selbst hier nur Mittel zum Zweck, zum Zweck der eigenen Freiheit, des ungehemmten Wirkens. Nietzsche versteht unter Wille zur Macht offenbar auch diesen schöpferischen Willen, der durch sich selbst unwiderstehlich getrieben nach außen greift, nur um sich zu befreien und auszulösen. Aber es spielt in seinen Ausdruck doch immer zugleich auch jene andere Bedeutung hinein, daß der Wille sich anderes unterjochen will, und zwar nur, um es sich zu unterjochen, worin meiner Ansicht nach nur etwas Zweites, Nachträgliches, Sekundäres erblickt werden kann. Deshalb können wir nicht den Willen zur Macht als die entscheidende und grundlegende Erscheinung alles Seins anerkennen, als dessen Grundzug und innerste Charaktereigenschaft. Sondern der Wille bleibt in seinen eigenen Grenzen. Er hat sein letztes Ziel nicht außer sich, sondern in sich. Alles Äußere ist für ihn nur Mittel, Anknüpfungspunkt, Vehikel der Selbstentfaltung, Selbstentladung.

Aber offenbar ist hiermit nur ein äußeres, formales Merkmal des Willens bezeichnet, daß sein letztes Ziel in seiner eigenen Sphäre liegt, daß er den Umweg über die Außenwelt nur nimmt, um zu seinem eigenen Selbstgenuß zu gelangen. Aber was will nun der Wille mit sich selbst, was ist das eigentliche Ziel, das er in seinem eigenen Machtbereiche sucht? Ich meine, der Wille will sich gestalten, sich zur Form bilden. Der Wille findet sich nicht als eine immer gleiche, unveränderliche Einheit vor. Er hat in sich mannigfache, wechselnde Zustände. Diese Zustände will er in eine Ordnung, in einen Rhythmus bringen. Jeder Wille tritt zunächst in dem Zustande einer verhältnismäßigen Uniform, eines Chaos auf, eines Durcheinander mannigfaltiger, vielfach sich kreuzender und hemmender Begehrungen. In diese Wirrnis will der Wille Einheit, Klarheit, Folge bringen. Er will sich selber in seinen einzelnen Äußerungen gliedern, aufbauen. Der Wille, der sich hier zu einer Einheit zusammengefunden hat, will nicht verfließen. Sondern die Einheit, die er darstellt, will er festhalten. Dies kann er nur so, daß er das

mehr oder weniger zufällige Nebeneinander in sich in ein notwendiges Über- und Untereinander, in eine wenn auch reich und mannigfaltig verschlungene, so doch sichere und stetige Ordnung bringt. Jeder Wille stellt die Aufgabe einer Entwicklung dar. Diese Entwicklung, die von jedem Willen gefordert wird, oder die jeder Wille von sich selber fordert, die eben jeder Wille will, ist die, daß er seine Vielfachheit in eine Einheit bannt, daß er seine Elemente, seine einzelnen Äußerungen in ein System bringt, daß er nicht bald dies bald jenes will, sondern daß er seine einzelnen Strebungen miteinander in Beziehung setzt, verknüpft, sie auf ein einiges gemeinsames Band reiht, sie gleichsam zu einer Melodie vereint, wo das erste und letzte zusammen gehört, wo kein Glied, keine einzelne Strebung herausgenommen werden kann, sondern alles in ein unlösliches, beständiges, gleichmäßiges Gefüge gehört. Wo immer nur Wille auftritt, tritt dieser nicht als ein eindeutiger, völlig bestimmter, geschlossener, unerschütterlicher Wille auf, wenigstens nicht von vornherein, sondern alles dies soll der Wille erst werden, will er erst werden. Jeder Wille unterliegt der Gefahr zerrissen zu werden. Er sieht sich umringt von unzähligen Reizen, die ihn bald dahin, bald dorthin lenken. Gegen diese Fülle muß sich der Wille behaupten. Dies kann er nur so, daß er seine einzelnen Strebungen in Zucht nimmt, daß er sie zu einer geschlossenen Einheit, zu einem festen systematischen Zusammenhang gliedert, damit sie nicht verflattern, damit der ganze in dieser Einheit in die Erscheinung getretene Wille zur Hebung kommt, damit alles Stärkste, Tiefste, die ganze Wucht dieses Willens zur Entladung, zum Ausbruch kommt. Nur durch Sammlung, Konzentration, Gliederung, Ordnung, Organisation kann dieser Wille zu seiner vollen Äußerung kommen, kann er ganz in die Erscheinung treten, kann er sich voll erschöpfen. Deshalb sucht er nach einer Form für sich, gleichsam nach einem Stil für sich. Der Wille will sich selbst, indem er seine Form, seine Ordnung, Gliederung, Schönheit will. Der Wille ist an sich selber schöpferisch. Er ist sich selbst als Aufgabe gestellt, sich selbst zu formen, zu bauen. Als letzten Zug an den Erscheinungen möchte ich deshalb den „Willen zur Form“ feststellen, einen schöpferischen Willen zur Form, der eine äußerlich vorhandene Einheit zu einer innern Einheit umschaffen will. Nicht Wille zum Leben, auch nicht Wille zur Macht scheint mir das

letzt Gegebene zu sein, sondern Wille zur Form, ein schöpferischer Wille zur Gestaltung, der das Chaos des Willens, seine Zerrissenheit zu einer Einheit führen will¹⁾.

Wie bildet sich der Mensch? Welches ist die allgemeinste Form der geistigen Entwicklung des Menschen? Ich glaube die Entwicklung des Menschen vollzieht sich so, daß der einzelne aus der Verschwommenheit zur Klarheit strebt. Ein unruhiges und wechselndes Durcheinander ist zunächst jedes Individuum, ein Knäuel sich drängender und gegenseitig störender Strebungen. Das sich normal entwickelnde Individuum, der Mensch, der zur Reife kommt, bringt in diese Unruhe Ordnung und Übersicht. Er erhebt einige seiner Strebungen zu den herrschenden, grundlegenden, um die er alle anderen mit näherer oder fernerer Beziehung gruppirt. So verwandelt er die Verwirrung seiner noch unbestimmten Jugend, wo ihn alles, was an ihn herantrat, mit mehr oder weniger gleicher Kraft anzog, wo er gleichmäßig und ohne Wahl ergriff, was ihm begegnete, in die Sicherheit einer bestimmten und stetigen Ordnung der Seele. So entwickelt sich der Mensch zum Charakter. Charakter hat derjenige, welcher seiner Seele durch eine bestimmte Form Festigkeit gegeben hat, der gewisse Strebungen seines Innern, die sonst flüchtig auftauchten und wieder vergingen, zu regelmäßigen und dauernden gemacht hat, die nun seiner Seele einen sicheren Halt geben, gleichsam einen granitnen Block bilden in dem allzeit

¹⁾ Diese und die folgenden Betrachtungen sind nicht ohne Anregung der bedeutsamen kleinen Schrift von Felix Krueger entstanden: „Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie“. Leipzig (Teubner) 1898. Meine Gedanken bewegten sich in ganz ähnlicher Richtung, wie ich sie hier ausgesprochen fand. Aber wie ich von Nietzsche ausgegangen bin, so sind auch, glaube ich, die Gedanken bei Krueger nicht ohne entscheidende Anregung Nietzsches entstanden, obschon sie der Form nach an Kant angeschlossen sind. Diese Gedanken scheinen nur in der direkten Konsequenz Nietzsches zu liegen. Nietzsches Wille zur Macht ist eine Tautologie. — Auch die Übertragung dieser Gedanken ins Metaphysische, wie ich sie hier vortrage, ist wohl zum Teil durch den Gedankenaustausch im mündlichen Verkehr mit Krueger hervorgerufen. Für die nähre Durchführung aber dieses Gedankens, vor allem für eine Verknüpfung mit dem Dualismus, zu dem ich mich weiter unten bekennen werde, und für die religiöse Ausnutzung dieses Gedankens bin ich allein verantwortlich. Ich hebe dies hervor, damit man diese bedenklichen Kühnheiten nicht meinem Freunde Krueger, nachdem ich ihn hier erwähnt habe, mit zur Last legt.

Die künftige Religion.

der Gefahr der Zerfahrenheit, dem Chaos ausgesetzten Willen. Der Mensch soll einiges von seinen Willensrichtungen, seinen Anlagen zur bestimmenden Herrschaft bringen, anderes soll er ausscheiden oder zurücktreten lassen, jenen ersteren für ihn bedeutsameren Bestrebungen unterordnen, und so eine klare, geordnete, übersichtliche Seele werden. Zunächst ergreift die menschliche Seele alles. Aber da sie alles ergreift, hält sie nichts fest, sondern spielt gleichsam nur mit den Dingen. Sie soll wählend, richtend, schätzend den Dingen gegenüberstehen und nur das ihrem Wesen und Zweck Gemäße sich aneignen. Das höchste Lob, das wir einem Menschen spenden, ist dies, daß wir ihn einen Charakter nennen. Und den schlimmsten Tadel sprechen wir aus, wenn wir jemand den Charakter absprechen. Der eine hat erfüllt, was er erfüllen sollte. Der andere ist seine wichtigste Forderung schuldig geblieben. Der Mensch soll eben — diese Forderung stellen wir an ihn und sie wird auch im allgemeinen erfüllt — jeder soll das Schwankende seiner Seele überwinden und etwas Stetiges, Festes werden. Er soll mit einem Wort „Form“ erlangen. Nur durch die „Form“, die Ordnung, die er seinem Innern gibt, bringt der Mensch den ganzen Reichtum seines Willens, die ganze Fülle und Kraft seines Innern zum Ausdruck, verhilft er seinem Willen zur vollen Betätigung und Entladung. Ohne diese Form, diesen Gestaltungswillen, diesen Trieb zum Charakter zergeht und verflüchtigt sich der Wille und gibt so sich selber, seinen eigentlichen Sinn preis. Er erlangt nicht seine Erfüllung, seine volle Entfaltung und Befreiung. Nur durch sorgfältige und unablässige Arbeit an sich selber gelangt der Mensch zu seiner vollen Reife. Diese Arbeit aber besteht darin, daß er seinem Willen einheitliche Gestaltung leiht. Alle Entwicklung des Menschen ist Charakter-Entwicklung. Nur durch die Form, durch die Gestaltungskraft, die er an sich selber übt, erlöst sich der Mensch, erfüllt er seine Bestimmung, kommt er zu seinem Ziele.

In diesem Bilde aber der Entwicklung des Menschen sehe ich das Bild der ganzen Welt. Wir sind gewöhnt zu glauben, daß die Welt der chemischen Elemente, der unorganischen Körper etwas Beständiges sei. Ihre immer gleiche Art und Wirkungsweise, die sie in unserer Erfahrung aufweisen, legt den Gedanken ihrer unbedingten und vollständigen Unveränderlichkeit nahe. Ist die organische Welt

werdend und wechselnd, so erscheint die unorganische gleichmäßig und dauernd. Wir haben hierüber anders zu denken gelernt. Die Naturwissenschaft, die die Geisteswissenschaften sich schon kühn zu unterjochen vermaß, die ihre Methoden und Auffassungsweisen den Geisteswissenschaften schon aufzuzwingen gedachte, hat umgekehrt die denkbar tiefste Einwirkung der Geisteswissenschaften erfahren. Auch in der Natur erblickt man jetzt nur noch Entwicklung. Und diese Betrachtungsart hat sogar auch die unorganische Natur ergriffen. Auch alle Körper der Natur, die uns so fest und unveränderlich dünken, sind erst geworden. Sie alle haben wie die organischen Gebilde ihre ganz bestimmte Geschichte und Lebensdauer, wenn auch von anderer Art als die organische Materie. Und auch in dieser Entwicklung der unorganischen Materie, die sich noch immerfort, nur in den kleinsten Phasen, vollzieht, hat es viel Kampf, viel Werden und Sterben gegeben. Wie man von ausgestorbenen Arten in der organischen Natur spricht, muß man wahrscheinlich auch von ausgestorbenen Arten der unorganischen Materie sprechen. Die einzelnen Elemente und deren Zusammensetzungen entstehen und vergehen nicht anders, als die im allgemeinen sehr viel kurzlebigeren organischen vor unsren Augen werden und vergehen. Und wie die einzelnen Stoffe ihre Entwicklung und Lebensgeschichte haben, so hat auch die unorganische Welt in ihrer Gesamtheit ihre Entwicklung, ihre Lebensgeschichte. Sie ist das späte Produkt einer ungeheuren Arbeit.

Aber worin hat nun diese Arbeit bestanden? Welcher Art war diese Entwicklung? Wir halten an der Auffassung fest, daß das Allgemeinste und Fundamentalste aller Lebenserscheinungen der Wille ist. So werden wir auch in der Entstehung und Entwicklung der uns so fremdartigen unorganischen Natur eine Willensentwicklung sehen. Nun wir wissen, daß auch diese Welt geworden ist, ist sie uns, die wir uns immerfort in Bewegung befinden, auch nicht mehr so fremd, so gänzlich tot. Sie ist uns trotz ihrer scheinbaren Starrheit auf einmal lebendig geworden. Ist aber auch die unorganische Welt eine Entwicklung des Willens, dann wird diese Entwicklung auch ihrer Art nach ähnlich unserer eigenen Willensentwicklung sein. Aus formlosem, unbestimmtem, chaotischem Zustande entwickelt sich bei uns der Wille. Er strebt nach einer Form für sich. Nur so kann er sich erlösen, kann er sich selber finden, kann er

werden. Und so auch schon in den untersten, einfachsten Graden der Natur. Auch die scheinbar so rohe, plumpe, einfache Welt des Unorganischen ist schon eine Form des Willens, eine Gestaltung, eine Gliederung und Organisation des Willens, durch die er sich zu befreien, sich zu entfalten sucht. Vor der uns bekannten einfachsten Form der Natur müssen wir eine uns nicht näher vorstellbare Unform des Willens annehmen, einen Willen im Zustande des Chaos, des innern Widerspruchs, der Zerklüftung. Dieser chaotische Wille aber, der an seinem Zustande leidet, strebt nach seiner Befreiung. Er will sich seiner Fülle, seines Wesens bewußt werden, er will er selbst werden. Dazu muß er Ordnung in seine Verwirrung bringen, dazu muß er sich organisieren, sich schaffen. Und zu dieser „Form“ des Willens, dieser seiner Selbstgestaltung ist die Welt des Unorganischen der erste Schritt. Hier ist eine gewisse Form erreicht. Es wogt nicht mehr, wie wohl in dem überwundenen Zustande vorher, alles durch und gegeneinander. Es sind bestimmte Verwandtschaften, Zugehörigkeiten gebildet. Eine gewisse Gliederung, eine gewisse Gruppierung wenigstens der Willenselemente ist eingetreten. Aber es ist doch noch eine sehr einfache Ordnung, die hier der Wille errungen hat. Es ist nur der erste Schritt zu einer Form. Dem Ganzen fehlt das System, die gegliederte Einheit, wo alles verschieden und in sich bestimmt, doch zu einem einzigen obersten Zwecke zusammenwirkt. Die Welt des Unorganischen ist gleichsam nur gruppiert, nicht gebaut. Jede einzelne Erscheinung ist beliebig teilbar, ohne ihr Wesen zu verlieren. Es ist nicht ein Individuum, das eine in sich notwendige feste Einheit bildet. Und so auch im ganzen. Die unorganische Welt als eine Einheit gedacht ist ein Nebeneinander von Teilen, die zwar aufeinander wirkend, sich gegenseitig bedingen und bestimmen; aber das eine ist für die Ordnung des Ganzen so bedeutungsvoll oder so bedeutungslos wie das andere. Jedes könnte seinen Platz wechseln, ohne daß das Ganze einen Abbruch erlitte. Das Ganze ist nur eine Zusammenfügung, kein Gebäude. Die Form, die Gestaltungskraft des Willens hat erst eine gewisse Reife erreicht.

Der Wille konnte hier nicht Halt machen. Die nächste Stufe war das Organische. Hiermit erreichte der Wille die Fähigkeit zum System. Wir sprechen von einem System, wenn eine Mannigfaltigkeit vieler einzelner Dinge in ein einheitliches Ganzes

gebracht ist, derart, daß jeder Teil den andern trägt und voraussetzt, daß kein Teil durch die andern ersetzt werden kann, daß jeder Teil in unmittelbarer Beziehung auf die Gesamtwirkung, die Existenz und Betätigung des Ganzen bestimmt und gebaut ist. Das bloße Nebeneinander von Teilen, die beliebig unter sich vertauschbar sind, muß sich verwandeln in ein gegenseitiges Füreinander. Die Selbständigkeit der Teile muß zugunsten der größeren Selbständigkeit, der vollen Entfaltung des Ganzen geopfert werden. Es werden nicht von allen Teilen alle Lasten gleich getragen. Sondern die Aufgaben, die das Ganze zu erfüllen hat, werden angemessen verteilt. Für jede bestimmte Notwendigkeit des Ganzen bildet sich ein einzelner Teil aus. So erhält das Ganze seine höchste Durchschlagskraft, bringt es ganz zur Hebung und Entfaltung, was in ihm für Möglichkeiten ruhen. Bei der systemlosen Ordnung, wo alle Teile in gleicher Weise wirken, bleibt ein ungeheurer Bruchteil der Kraft ungehoben; der Wille, der in dem Ganzen lebt, bleibt verzettelt, verstreut, geteilt. Dieser Wille will sich sammeln. Dazu schafft er sich das System. Wie entsteht ein System? Wie kann aus dem gleichgültigen Nebeneinander ein so gegenseitig interessiertes, gegenseitig wertvolles Füreinander werden? Dies ist nur so möglich, daß ein Teil, ein bestimmtes Glied des Ganzen die Oberhand gewinnt und ein Zentrum bildet, daß es alle andern Teile auf sich hin, indem es sich als die Idee, den letzten Zweck des Ganzen auffaßt, gestaltet und umbildet. Es betrachtet alles bis dahin ihm Nebengeordnete als ein ihm dienendes Untergeordnetes, das für seine Zwecke mitzuwirken hat. Auf diese Weise organisiert ein Zentrum, ein Kernpunkt das Ganze, bis es umgeschaffen ist zu einer einheitlichen Form und Wirkung, während alles Einzelne seine Form gewechselt und zu einer für das Ganze zweckmäßigen und bedeutsamen Art bestimmt, differenziert hat. Nur durch Über- und Unterordnung kann ein System entstehen, so nur, daß ein gewisser Teil einer Willenssammlung, wenn ich so sagen darf, einer loseren Häufung von Willenselementen, die anderen sich eingliedert, sich untertan macht. Dies ist offenbar der Grund gewesen, der Nietzsche veranlaßt hat, in dem Willen zur Macht das Allgemeinste des Lebens zu sehen. Nicht ohne Grund fand Nietzsche überall Befehlendes und Gehorchendes. Aber diese Erscheinungen sind nur die äußeren Merkmale der erfolgten Formung, Gestaltung des Willens. Der Wille zur Macht

ist nur ein Mittel des Willens zur Form, der Versuch, eine bestimmte Summe Wille zum System zu bringen, etwas Einheitliches, etwas Ganzes, Großes zu schaffen. Es ist Schöpferwille, nicht Machtwille. Der Schöpferwille ist auch Machtwille, aber er ist noch etwas anderes, größeres als Machtwille, er ist Bauungs-, Gestaltungswille, der Wille, sich und andere Willen durch die Form, die Gestaltung, die er sich und ihnen aufprägt, ganz zu erlösen und zu befreien.

Daß der Wille sich das System erschuf, war die zweite Stufe seiner Entwicklung, die er mit der Entstehung des Organischen erreichte. Aber was will der Wille nun mit diesen zahllosen, systematischen Einheiten im Kleinen, diesen einzelnen fester und inniger in sich verknüpften Gebilden der organischen Welt? Was soll diese höhere Form, die der Wille hier für beschränkte Kreise erreicht? Es ist der weite Umweg des Willens, sein mühsamer Versuch, das, was er hier im Einzelnen und Kleinen erreicht, dereinst im Ganzen und Großen zu erreichen, nämlich in seiner Totalität, wenigstens in weitestem Umfange ein System zu werden. In der Entwicklung der Natur nimmt der Mensch entschieden eine besondere Stellung ein. Er hat eine über die Bedeutung aller anderen Gattungen hinausragende Bedeutung. Immer hat sich der Mensch in einem unendlichen Abstande von der übrigen Natur gefühlt. Diese Auffassung war insofern irrig, als es sich um die Herkunft, den Ursprung des Menschen handelte. Der Mensch stammt nicht aus höheren Sphären. Er ist nicht nur in diese Welt hinein verschlagen, sondern er ist dieser Welt, in der er steht, innig verwandt. Er ist aus ihr herausgewachsen und -geboren. Aber so wichtig diese Erkenntnis war, so sehr wir dem Hochmut des Menschen durch den Nachweis seiner natürlichen Herkunft steuern mußten, damit er sich nicht ganz von der Natur entferne und ihr entfremde — jetzt, nachdem dieser Boden für das menschliche Sein ein für allemal gewonnen ist, jetzt dürfen wir uns auch wieder das Auge öffnen für den unausrechenbaren Gegensatz, in welchem sich der Mensch zur übrigen Natur befindet, wie er alles übrige Sein überragt und abseits steht.

Wir hatten die Welt als Willen zur Form bestimmt, als das Streben des zunächst chaotischen, zerrissenen Willens, um zur Formung, Gliederung, Gestaltung zu gelangen. Im Unorganischen war erst eine losere Ordnung erreicht. Im Organischen wurde das System erreicht. Aus dem Organischen aber ent-

wickelt sich das Organisierende, der Versuch, das Verlangen, den Willen als Ganzes, oder doch einen möglichst weiten Umfang des allgemein vorhandenen Willens in systematische Form zu bringen und so zu erlösen. Dieser Wille zur systematischen Form, dieser Versuch, die Form des Systems dem Willen in seiner Totalität aufzuprägen, ist die Bedeutung, der Sinn des Menschen, zu dem alles sonstige Organische nur Vorstufe, nur Mittel, nur Vorbereitung ist. Das Organische ist eine Übergangsform, nichts Abschließendes. Aus dem Organischen soll sich der organisierende, bauende Wille erheben. Dies ist der Mensch. Ein System, die höchste Form des Willens, die wir kennen und uns vorstellen können, entsteht, wie wir hörten, so, daß sich ein stärkstes und mächtigstes Glied aus einem größeren Zusammenhänge ablöst, sich darüber erhebt und das ihm bis dahin Nebengeordnete sich unterwirft, zu seinen Zwecken umschafft und so eine mannigfaltige Gliederung in seine Umgebung bringt. So entstanden die organischen Gebilde in stufenweiser Steigerung, indem die Systematisierung immer erfolgreicher durchgeführt wurde, bis hinauf zum Menschen. Der Mensch löst sich nun gegenüber der gesamten übrigen Natur, der organischen wie der unorganischen ab, er nimmt sich als den höchsten Zweck der ganzen Erscheinungswelt und geht an das Werk, die übrige Welt von sich aus in seinem Dienst, zu seinen Zwecken zu organisieren, umzuschaffen, zu gestalten, daß schließlich die Welt im Ganzen, zum mindesten ein möglichst weiter Umfang des allgemeinen Weltwillens in seinem Geist und Sinne ein System wird. Bis zum Menschen wogen die Wesen und Gattungen der Natur nebeneinander, durcheinander hin und her. Keines hat ein beherrschendes Übergewicht. Sie halten sich gegenseitig im Gleichgewicht. Es fehlt die beherrschende Übermacht, die alles Sein zusammenfaßt, in einen Strom leitet. Mit dem Menschen beginnt ein neuer Ring des Seins. Er ist nicht nur Form, System als Individuum, nicht nur organisiert als Gattungswesen, wie es die übrigen organischen Wesen auch sind. Sondern bei ihm wird der Wille zur Form erst im höchsten Grade schöpferisch. Er greift über die eigene Gattung hinaus. Das Chaos der Natur, das sie behält trotz aller Gliederung im einzelnen, sucht er zu überwinden. Er tritt als das überragende Element aus der Natur heraus und wird der große Organisator der Natur. Der Mensch ist nichts, wenn er nicht schöpferisch ist, wenn er nicht Wille organisiert. Eine unermeß-

liche Fülle Wille schläft noch ungehoben in der Natur. Das immer noch herrschende Chaos läßt ihn nicht zum Leben, zur Entfaltung kommen. Der Mensch muß den Willen in seiner Ganzheit erlösen, indem er ihm im Ganzen Form gibt, indem er die ganze Welt, soweit nur seine Macht reicht, in ein einheitliches System bringt, an dessen Spitze er selber steht. So ballt sich aller vorhandene Wille zu einer gegliederten Einheit zusammen, und kommt so zu seiner vollen Entfaltung und Befreiung. Durch den Menschen wird das ganze All ein Fluß, ein Strom, ein Rhythmus, eine Melodie. Im Menschen klingt der ganze Naturwille konzentriert und gesammelt aus. Hier erlöst sich der Wille. Der Mensch steht im Anfange seiner Entwicklung. Er ist nicht ein großer Mittag, sondern ein großer Morgen. Nur durch Form, durch System kann der Wille sich selbst erlösen, kann er seine Erfüllung finden. In diesem Willen zur Form ist der Mensch ein wichtiges Glied, ein neuer Anfang, Ansatz, das erste Siegeslied einer stolzen Hoffnung, die sich erkühnt, die ganze Welt einst in ein System zu bringen, alles Sein in die menschliche Seele aufzunehmen, alles Sein zu einer einzigen ungeheuren Melodie zu gliedern, oder vielmehr das All in eine einzige großartige Harmonie zu bringen, in der der Mensch oder dessen Nachkommenschaft die Melodie führt.

Nicht Wille zum Leben scheint mir die Welt, wie Schopenhauer lehrt. Dies ist zu allgemein, zu unbestimmt. Auch nicht Wille zur Macht ist die Welt, wie Nietzsche lehrt. Dies ist zu einseitig, nicht allgemein und umfassend genug. Er bezeichnet etwas am Dasein, aber nicht das Dasein selbst, nicht das Grundlegende, Durchgehende, Übergreifende. Mir erscheint die Welt als Wille zur Form, als der strebende Versuch des Willens, sich selbst zu gestalten, sich aus der Zerrissenheit in die gegliederte Einheit zu bringen und sich so zu retten, sich durch die Ordnung ganz zu vollenden und zu erschöpfen, sich durch die Form, die Schönheit zu erlösen. Als das Letztgegebene der Welt müssen wir einen künstlerischen Urtrieb annehmen, eine Sehnsucht nach Ordnung, Rhythmus, Harmonie, einen Willen zur Gestaltung, der zwar oft nicht zum Ziele kommt, der mit schweren Widerständen kämpft, der aber auch oft sein Ziel erreicht, der bei der Gesamtabrechnung einer ungeheuren Entwicklung doch immer schließlich den Sieg erringt und in diesem Siegesgefühl, in diesem Bewußtsein der errungenen Form und Schönheit sich

erlöst, befreit, gesättigt fühlt. Nur die Form erlöst, nur die Schönheit beglückt. Darum ist alle Welt Wille zur Form, Wille zur Schönheit, ist alles Seiende Schöpferwille, der sich selbst zur Schönheit schaffen will, — wie sollten wir nicht alle Welt preisen können? Dieser Wille zur Form, zur Schönheit, dieser dürrstende Schöpferwille, rechtfertigt sich in jedem Augenblick. Der Wille, der in der Welt lebt, ist ein bauender Wille, der sich selber baut und bildet. Wie sollten wir diesen Willen nicht lieben und segnen wollen? Denn auch in uns ist dieser Wille zur Form, dieser ordnende, gliedernde, gestaltende Schöpferwille mächtig. Unsere tiefste, reinste, stärkste Sehnsucht ist die Sehnsucht nach Schönheit, nach Kunst in allem, nach dem rhythmischen Gange aller Erlebnisse. Die ganze Welt ist Kunst und Kunsthülle. So lasset uns auf diesen alltäglichen, nie rastenden Schöpferwillen, der die Welt beseelt, ein weihevolles Loblied anstimmen, auf diesen Schöpferwillen, der zwar nicht von einer Allmacht entlehnt ist, die unweigerlich mit ihm ihr Ziel erreicht, der aber unersättlich in seinem Hange nach Form und Schönheit, nach Gestalt, in unablässigem Kampfe seiner Zerrissenheit Herr wird, der Widerstände, die er in sich birgt, bis er allüberall und im Ganzen seine rhythmische Reife und Vollkommenheit findet.

¶ Ein nachdenklicher Hörer wird die Frage aufwerfen, die ihm vielleicht schon lange auf den Lippen liegt, wie es denn überhaupt komme, daß der Wille sich zunächst im Zustande der Zerrissenheit, des Chaos finde, aus dem er sich durch Selbstformung zu retten sucht, was es denn für Hindernisse seien, die er hierbei zu überwinden habe, warum der Wille um seine Form, seine rhythmische Vollendung so schwer zu kämpfen habe, warum ihm seine Bildung und Selbstschöpfung so oft mißlingt? Warum die Entwicklung des Willens nicht völlig gradlinig und sicher sei, warum die Tragödie im Dasein eine so ungeheure Rolle spiele? Warum ist der Schöpferwille nicht allmächtig? Warum bleibt ein dunkler Rest im Dasein, der so viele Menschengeschlechter schon erschreckt und sie oft in die tiefste Verwirrung gestürzt hat, daß sie verzweifelt dem Schöpferwillen absagten und schlaff zusammensanken?

Ich will hier einen Gedanken aussprechen, der unserer Zeit sehr fremd klingen wird, der mir aber die einzige Lösung dieser schwierigen Rätsel scheint. Es herrscht heute allgemein die Auffassung, daß die Welt aus einem einzigen allgemeinsten Prinzipie

abgeleitet werden müsse, daß die Welt eine unbedingte Einheit sei, daß alles Mannigfaltige der Erscheinung auf eine einzige Urquelle zurückzuführen sei. Die gesamte moderne Philosophie seit der Renaissance hat unter der bestrickenden Macht dieses Gedankens gestanden. Im Pantheismus mit seinen verschiedenen Ausgestaltungen hat dieser Gedanke seinen stärksten Ausdruck gefunden. Heute nun vollends ist man ganz von diesem Gedanken eingefangen. Man glaubt sich aufs höchste zu ehren, wenn man sich einen Monisten nennt. Monismus ist ein beliebtes Schlagwort geworden, mit dem man einen Abschluß, einen endlich erreichten festen Punkt in der metaphysischen Spekulation zu bezeichnen glaubt. Ich bin gänzlich anderer Meinung. Ich kann mir das Entstehen der Welt aus einer Einheit schlechtdings nicht vorstellen. Nur aus dem Gegensatz von Kräften, aus der Reibung von Kräften kann meiner Ansicht nach Bewegung und Leben entstehen. Eine absolute Kraft scheint mir gänzlich unvorstellbar. Jede Kraft braucht einen Gegenstand, einen Widerstand, den sie aufsucht, an dem sie sich ausläßt. Ohne Reiz von außen kann keine Kraft zu ihrer Äußerung kommen. Wir sehen doch auch, welche ungeheure Rolle die Polarität in der gesamten Natur spielt. Kraft bedarf Gegenkraft. Und so, glaube ich, liegt es schon in dem Urschoß der Dinge. Hier, glaube ich, muß schon der positiven Kraft eine negative gegenüberstehen. Hier schon muß Kampf und Reibung sein. Nur so konnte die Welt entstehen.

Ich habe bisher den Willen, und genauer den Willen zur Form als die allgemeinste Grundlage der Welt bezeichnet. Aber dies war einseitig. Jetzt ist eine wichtige Ergänzung nachzutragen. Der Wille zur Form ist nicht das einzige, ausschließliche Element des Seins. Denn warum ist der Wille zerstückelt? Warum muß er ständig nach Form ringen? Warum ist die Form, die Schönheit nicht von Ewigkeit da? Ich glaube dem Willen zur Form steht eine negative Kraft gegenüber, ein Wille zur Unform, zum Nichts. Das Nichts kann nicht schlechthin Nichts sein. Das Nichts muß eine aktiv wirksame, hemmende Kraft haben, die den bild- und regsamten Willen zur Form durchkreuzt. Wir steigen hier in die tiefsten Abgründe des menschlichen Nachdenkens hinab. Aber ich kann nicht einsehen, wie man ohne solche Vorstellungen zu einem leidlich klaren Abschluß seiner Weltbegriffe kommen will. Woher das so vielfach Verwahrloste,

Schauerliche, Wüste im Dasein? Woher der Kampf, die Not, die Zwietracht im Sein? Warum muß der Wille seine Schönheit und Form so mühsam kämpfend suchen? Was hat ihn zerschlagen, daß er einen so weiten Weg nehmen muß, um durch Gliederung seine Einheit wieder zu finden? Mir scheint, daß alles dies nur die Wirkung einer unheimlichen Gegenkraft sein kann, die sich dem schöpferischen Willen zur Form widersetzt, der er seine Gliederung, Sammlung, Ordnung, Schönheit abringt, welche ihm oft mißlingt.

Aber was ist nun diese negative Kraft im Dasein, die sich der Gestalt der schöpferischen Kraft entgegenstellt? Ich kann nicht hoffen, mit folgendem viel Beifall zu finden. Ich sage es nur, um meinen Gedanken Abschluß zu geben, um nichts zurückzuhalten. Wenn ich den Willen und näher den Willen zur Form als das schöpferische Prinzip der Welt bezeichnete, so war uns dieser Wille auch niemals in einer Ganzheit gegeben, sondern wir hatten ihn nur erschlossen aus den einzelnen Lebenserscheinungen, die wir auf ihn zurückführten, ohne daß wir seiner unmittelbar habhaft werden konnten. Und in dem gleichen Sinne will ich es verstanden wissen, wenn ich jetzt etwas in unserer Erscheinungswelt als das negative, hemmende, zerstörende Prinzip bezeichne. Ich sage nicht: dies ist die negative Kraft, sondern hierin drückt sie sich aus, hiermit ragt sie hinein in unsere Erscheinungswelt. Mit dieser Einschränkung aber sage ich: die alles zerspaltende, hemmende und dadurch zernagende und zerstörende Kraft, gegen die sich der Wille zur Wehre setzt, scheint mir die Zeit zu sein. Die Zeit ist in unserer Erscheinungswelt der verkörperte Wille zum Nichts, der unfaßliche und doch so furchtbare Wille zum Nichts. Seit Kant gilt die Zeit als eine leere Form der menschlichen Anschauungskraft, der keine unbedingte Wirklichkeit zukommt. Ich kann diese Auffassung nicht für richtig halten, aus Gründen, die darzulegen hier natürlich zu weit führen würde. Die Zeit scheint mir auch eine unbedingte Wirklichkeit zu haben und zwar eben die furchtbare Wirklichkeit des steten Auflösens, Hemmens, Zerstörens. Die Zeit legt sich als das ewig Trennende zwischen die Dinge. Daß der Wille nicht als Einheit wirken kann, daran hindert ihn ewig die Zeit. Heute bist du ein anderer als gestern und morgen. Du bist durch das Dazwischentreten der Zeit stets in deiner Ganzheit zerrissen, in dieser Einheit

gespalten und so kannst du nicht als voller, ganzer Wille wirken, sondern immer bist du ein flüchtiges Kind des Augenblicks. Das ist dein ewiges Hemmnis, deine Schwäche. Und so in allen Dingen. Überall trennt und zerstäubt die Zeit die Dinge, die nun nicht als volle Einheiten sich regen und wirken können, sondern die unter dem furchtbaren Druck der Zeit ständig Gefahr laufen zerrissen zu werden, sich in Chaos aufzulösen. Sie können das Jetzt und Ehemals nicht zur Einheit verknüpfen. Sie verflattern unter dem Spiel der Zeit. Die Zeit ist dem Willen als die ewige Pein über den Leib geworfen. Der Raum ist nicht in gleichem Maße das Trennende wie die Zeit, wie man vielleicht glaubt. Der Raum ist gleichzeitig mit dem Willen gesetzt. Wir können uns den Willen nicht anders als ausgedehnt denken. Daß der Wille aber in dieser Ausdehnung als Einheit wirke, daß er seine ganze Fülle in Eins zusammenfasse, daran hindert ihn eben die Zeit. Auch zur Überwindung der Ausdehnung, des Raumes bedarf es Zeit. Die Zeit hat den Willen in seiner Breit- wie in seiner Längsentwicklung zerspalten und hemmt ihn an seinem einheitlichen Wirken. Hiergegen nun, gegen diese hemmende, spaltende Kraft der Zeit setzt sich der Wille zur Wehr, dadurch daß er Form annimmt. Durch die Form, die Gestalt kämpft der Wille gegen das Nichts, die Zeit. Durch die Form überbrückt der Wille die Kluft der Zeit. Durch die Form, dadurch daß er feste Gestalt annimmt, sucht er der Zeit Herr zu werden, sucht er Dauer zu bekommen. In diesem Zusammenhange lernen wir denn überhaupt erst begreifen, was eigentlich der von uns so oft gebrauchte Ausdruck „Form“ bedeutet. Form ist nichts anderes als die Verbindung, Zusammenfassung eines Mannigfaltigen, Zersprengten. Form ist Rhythmus, ist Wiederkehr des Gleichen, ist die Verknüpfung voneinander getrennter Elemente, so daß das eine an das andere anklingt, es gleichsam wieder aufnimmt, es über die Trennung hinweg erhält und so mit ihm eine einheitliche Wirkung übt. Form ist der Zusammenschluß verstreuter Elemente, die einzeln nichts sind, vereinigt aber ein volles Leben entfalten. Nur was Form hat, lebt. Wille zur Form ist Wille zum Leben. Die Formlosigkeit ist der Tod. Durch die Form ringt der Wille der Zeit sein Dasein ab. Durch die Form rettet er sich vor der Zeit. So beim einzelnen Menschen. Der einzelne schafft sich einen dauernden Charakter, eine feste Verfassung der Seele, damit er über den flüchtigen Strom der Zeit hinweg eine Einheit bilde,

daß er zu jeder Stunde seine volle Kraft einsetzen könne, daß sein Leben ein einheitlicher rhythmischer Gang werde. So bietet er Trotz der Zeit. Und so ein Volk. Ein Volk schafft sich Institutionen, feste Formen, Verfassungen, die es über die Flucht der Zeit hinweg als Volk erhalten. Nur durch solche Formen lebt ein Volk, sie sind der einzige Beweis seines Daseins. Ohne diese Formen wird es alsbald ein Nichts, ein Chaos. Und so die gesamte Natur. Mit jedem Wesen als einer festen, gestalteten Einheit hat der Wille dem vernichtenden Strom der Zeit eine Spanne Dauer, Leben abgerungen, er hat sich, zu Einheiten gesammelt, aus dem chaotischen Strudel herausgehoben. Und durch die unendliche Kette der Wesen hindurch, indem immer eine Form die andere erzeugt, wodurch das Fernste mit dem Nächsten zusammenhängt, sucht sich der Wille in seiner Ganzheit emporzuringen aus der chaotischen Zerrissenheit. Indem ein Wesen immer dem andern, eine Form der andern die Hand reicht, steigt der Wille in seiner Allheit empor zum Leben, aus der Zerstückelung zur Einheit, aus dem Wirrsal zur Ordnung, aus dem Chaos zur Schönheit.

Das Leben ist eine Mischung. Die Welt ist aus einer Kreuzung hervorgegangen, aus einer Begattung zweier ewig geschiedenen Mächte. Jedes Leben ist ein harmonischer Ton aus der Tiefe disharmonischer Urkräfte heraus. Die Annahme einer Allmacht im Dasein ist für immer gescheitert. Nur eine seichte Betrachtung der Welt, die sich bewußt den Blick vor den Abgründen des Daseins verschloß, konnte diesem Glauben anhängen. Der Pessimismus hat sich diesem Wahnglauben mit Macht entgegengeworfen. Er hat unbarmherzig den Schleier von der Welt gerissen, den schwärmerische Geister um sie gewoben hatten. Schopenhauer hat eine tiefe Furche in den glatten Sand des neueren Denkens gezogen. Was er niedergeschrieben hat, wird niemand wieder auslöschen. Alles dies ist mit aufzunehmen in das künftige Weltbild. Wenn eine Allmacht im Dasein herrschte, müßte sie überall herrschen. Sie kann nicht freiwillig aus sich selbst heraus die Unvollkommenheit erzeugen. Die Allmacht müßte sich überall rein und voll ergießen. Man hat oft von einem Abfall vom Göttlichen gesprochen. Wie sollte das möglich sein! Das Göttliche kann sich doch nicht selbst aufheben, auch nicht zum Teil. Nein, es muß eine Zweiheit, einen Widerspruch, einen Kampf im Ursein geben. Nur aus einem gegenwirkenden Zwange

konnte und kann das Unvollkommene, das Böse entstehen. Die Welt ist die schmerzhafte Geburt aus zwei entgegengesetzten Mächten. An dem Kampfe zwischen Wille und Zeit entzündet sich die Gestalt, das Leben. Die Welt ist weder ein Werk der Weisheit, noch ein Werk des Wahnsinns. Sie ist das sehnende, kämpfende Suchen eines zerspaltenen, zerrissenen Willens nach seiner Wiederkehr, nach seiner Einheit, nach seiner Schönheit, seinem Glück. Erkenne dich selbst. Was du selbst bist, das ist die Welt. Sie ringt und sucht wie du. Was aber sucht sie? Ihre Form sucht sie, ihre Gestalt, ihre Ordnung, ihre Schönheit. Die Welt ist eine Selbstschöpfung. Der Wille, von einer furchtbaren Gegenkraft zerspalten, kann diese Zerspaltung, diese Zerrissenheit nicht ertragen. Er lechzt nach seiner Sammlung, seiner Vereinigung, seinem Aufbau. So entsteht die Welt.

Und der Mensch? Und du? Kannst du diese Welt lieben, kannst du ein Mitstreiter sein in dem kämpfenden Willen? Willst du dich hineinstürzen in den Strom des schöpferischen Lebens, um als Tropfen mit hinauszuströmen in den Ozean der letzten Schönheit? Oder willst du dich ermüdet abwenden, entsagend, verzweifelt, gebrochen? In der Tiefe der menschlichen Seele regt sich ewig ein Sehnen nach Selbstbejahung, ein unstillbares Sehnen nach Freude, nach Übereinstimmung mit dem eigenen Wesen, nach — Glück. Man hat dies Verlangen schon oft totschlagen wollen. Man hat es verflucht, gehöhnt als den verderblichsten, sündhaftesten Trieb des Menschen, den er bei sich ausrotten müsse mit Stumpf und Stiel. Aber alles Schelten und Eifern hat nichts vermocht. Immer wieder ward sie rege, die alte Sehnsucht. In heimlicher Stille tat sie immer wieder verstohlen die Augen auf und schaute hinaus, ein Land der seligen Wunder, der Erlösung suchend. Schämen wir uns dieses Suchens nicht. Es ist nicht ein verbotenes Gefühl; es ist das wahrste, echteste, erste Gefühl. An der Spitze aller Religionen steht die Frage nach dem Glück. Ist Menschenglück möglich? Und wie ist es möglich? Diese Frage hat allen Religionen das Leben gegeben. Und die Beantwortung dieser Frage bildet auch die Krönung aller kräftigen Philosophien, die, nichtdürre Gedankengespinste, dem Leben entquellen, zum Leben drängen. Diese Frage ist mit furchtbarer Gewalt jetzt wieder in den Herzen erwacht. Sie tönt, sie dröhnt in allen Gemütern. Sie lässt sich nicht einschläfern. Die düsteren Philosophien des letzten Jahrhunderts, die so vielen zweifelnden

Seelen ihr tiefstes Empfinden enthüllt, ihr banges Ahnen in Worte gekleidet haben, haben diese Frage von neuem vor die Entscheidung der Menschheit gebracht. Diese hat jetzt zu wählen, sich zu erklären. Will sie das Leben oder will sie es nicht? Auf dem einen Wege geht es hinab in ein stilles Hindämmern, ein allmähliches Sterben. Auf dem andern geht es hinauf zu höchsten Höhen und stolzen Taten.

Ist ein Menschenglück? Ja, ich sage, es ist ein Menschen-glück. Aber es ist nur ein einziges Glück, das Glück der Schönheit. Alles andere ist Schaum und Dunst.

Wenn der Mensch seine Tugend erfüllt, wenn er sein Inneres gestaltet, alles, was in ihm an unerlöstem, sehnendem Willen ruht, zur Form erhebt, wenn er lebendig macht, was in ihm nach Leben lechzt, kurz, wenn er sich ausströmt, ganz Schönheit, ganz klingende Harmonie wird, dann hat auch der Mensch das Glück. Den Menschen darf keine Furcht anfallen, keine Bangigkeit, er darf nicht vor seinem eigenen Wesen schaudern, sondern er muß ihm frei die Zügel schießen lassen, dem Gesetze, mit dem er sein Leben angetreten, gehorchen, er muß, wie Nietzsche es nennt, werden, was er ist, dann erringt er ein reichliches, ein überfließendes Maß von Glück. Wenn der Mensch alle Schätze hebt, die in seinem Innern ruhen, wenn er ein unermüdlicher, nie rastender Schöpfer an sich selber wird, wenn er unablässig bildet und gestaltet und immer nur bildet und gestaltet, mit anderen Worten, wenn der Mensch nur wirklich lebt — denn alles Leben ist ein Bilden, Gestalten — dann erringt er das einzige, höchste Glück, das Künstler- und Schöpferglück. Ob sich die Welt gegen ihn bäumt, ob ihm das Schicksal Fels über Fels auf den Weg schleudert, er strömt und stürmt über alles hinweg. Nur der dämonische Mensch, der Sturm in sich hat, den ein Dämon jagt, ist glücklich. Nicht die Ruhe ist das Glück, die Bewegung ist das Glück. Der Mensch der großen Leidenschaft nur, dem alle Fesseln entfallen sind, der sich nur vor sich selber retten kann, wenn er schafft, wenn er ringt, wenn er alles Sein überflutet, verschlingt, der schöpferische Mensch allein ist glücklich. Welch eine Seltsamkeit, daß unsere Väter das heiße Begehrn die Leidenschaft, ein Leiden nannten. Uns ist es das einzige Glück. Soweit du begehrst, soweit du liebst, schätzt, wertest, eroberst, bilden, gestalten willst, soweit hast du Glück. Unglück hast du nur, wenn du zaghaft bist, wenn du nur halb willst, wenn du

deinem Dämon, deinem Gesetze nicht folgst, wenn du ihm etwas abbitten willst, wenn du weniger willst als du wollen solltest. Nicht das Wollen ist ein Unglück, nur das halbe Wollen, das gehemmte, gebrochene Wollen. Ein Leiden gibt es nur, die Verkrüppelung. Wenn du aber Mut hast, wenn du den Willen, der in dir quillt, gestaltest, wenn du ihn nicht zurückdrängst, sondern ihm ein Bett gräbst, in dem er sich mit aller Kraft und Pracht ergießen kann, dann zittert deine Seele vor Seligkeit. Sahst du noch nie einen schöpferischen, tätigen Menschen, wie ihm der Blick leuchtet vor Glück? Wer aber feige um das Leben schleicht, wer sich duckt und ängstlich schieilt, wer ein Glück von außen erwartet und mit dem Dasein rechteset, wer seinen eigenen Schatz, seinen Goldreichtum nicht erkennt, der in ihm lebt, da er ja auch Wille ist, den er nur zu beleben braucht, dem er nur ein freudiges Ja! zuzurufen braucht, daß er hervorbricht, sich in Schönheit gestaltet und so erlöst, — der wird nie das Glück erjagen. Das Glück ist ein Lohn, ein Lohn der Tapferkeit, des Wagemuts. Wer feige ist, der geht leer aus. Nur die Tugend kann das Glück erschaffen. Was aber ist die Tugend? Das Wollen ist die Tugend. Denn alles Wollen ist ein Formen, Bilden Gestalten, Adeln, Verschönern. Wenn du willst, bist du ein Künstler, dann schaffst du das Schöne. Du kannst nicht wollen, ohne Schönes zu schaffen. Mit deinem Wollen breitest du über dich und den ganzen Umkreis eines Daseins den Adel der Schönheit aus. Und in diesem Adel atmet dein Herz besiegelt auf. Es gibt nur eine Erlösung, die Erlösung durch Schönheit. Über jeder erreichten Schönheit liegt ein Glanz der Unendlichkeit ausgebreitet. Es ist, als ob mit jeder Schönheit das ganze Dasein, der Allwillen einen Triumph feiere. Jede Schönheit strömt einen ewigen Hauch des Glückes aus. Du darfst das Glück nicht wollen; du darfst auch die Schönheit nicht wollen. Du mußt nur — wollen. Willst du ganz, willst du wahrhaft, so erschaffst du von selbst das Schöne. Das Schöne ist das ganze Wollen; das Schöne ist die Kraft. Und mit der Schönheit senkt sich auch von selbst das Glück auf dich nieder. Du hast dein Dasein erfüllt. Der Wille, der in und mit dir Gestalt gewinnen wollte, hat seine Gestalt gefunden. Und so ist er gesättigt in seiner Schönheit, so ist er erlöst, beglückt.

Und wie der Mensch, so alles Sein. Alles Lebende, alles

Seiende ist von Natur ein Schönes, eine Harmonie, eine rhythmische Gestalt. Wille zur Form, hatten wir gesagt, ist alles Dasein, ein Wille zur Schönheit. Aus der Gestaltlosigkeit will der Wille zur Gestalt, zum Leben. So kann der Wille nur Leben haben, soweit er schon Gestalt, schon Schönheit hat. Aber eine viel größere Aufgabe ist dem Willen noch mit dem Leben gestellt. Das Leben ist ein Ansatz zur Schönheit. Eine viel höhere Schönheit soll der Wille in seiner Entwicklung gestalten. Was in ihm an Gestaltungskraft, an Schönheitswille ruht, das soll er in stufenweiser Bildung entfalten, bis er seinen ganzen Schatz verbraucht hat, bis er alles in Form gegossen hat, was er besitzt, bis er dasteht in seiner Vollendung. In diesem Zustande aber, und schon bei jedem Schritte vorwärts auf dieser Bahn wiegt sich der Wille in trunkenem Glücke. Und wie sollte es anders sein? Das Sein ist Wille. Wenn dieser Wille sich erfüllt, sich ganz durch Formung entlädt, wenn er ganz heraus, zum Lichte kommt, wenn er seine Bahn zu Ende läuft, seinen Umkreis ausmißt, sich voll erschöpft, dann muß sich der Wille bejahren und dann bejaht er sich auch. Und zwar allüberall. Wo der Wille hervorbricht im Dasein, wo er eingegliedert ist in der Kette des Werdens, wo er als Tropfen auftaucht im Strome des Allwillens, ob seine Ziele weit oder eng, hoch oder niedrig sind, ob er einen weiten Weg zu seiner Vollendung vor sich hat, ein größerer Umkreis sich vor ihm und um ihn als seine Aufgabe dehnt — das alles tut zur Sache nichts. Wenn der Wille nur frisch und kräftig ist, wenn er nur Wagemut hat und sich in das schöpferische Leben stürzt, — dann hat er das Glück. Jede Tat erfreut. Dies ist die ewige Harmonie im Dasein. Wo Tat, wo Wille, wo Schöpferkraft ist, da ist auch Glück. Nicht nur das große, das staunenswürdige Dasein kann sich bejahren, wie Nietzsche glaubte; alles Dasein kann sich bejahren, wenn es nur bildet und schafft, wenn es nur lebt. Jeder Wille braucht zur Seligkeit nur der Erfüllung seiner Kraft. Er braucht keine unendliche Tat, er braucht nur seine Tat. Wenn er aber diese Tat vollbringt, die ihm sein Wille vorschreibt, die aus seiner Stellung im Dasein, seiner Anlage, seinen Umständen fließt, die gerade ihm der Lauf des Daseins gebeut, dann hat er auch sein Glück zum Lohn. Tat und Glück, sie halten einander im Gleichgewicht. Jede Tat findet unweigerlich ihr Glück. Dies ist die Lehre von der Selbstgenugsamkeit alles Seins. Alles Sein ist sich selbst genug. Es trägt

in seinem Schoß einen gleichen Schatz der Tat und auch des Glücks. So segnet es sich selbst. So bewegt es sich beglückt um seine eigene Achse.

Schopenhauer mochte es grausen, da er zuerst einen Blick tat in den verworren unweisen Ursprung der Welt. Dieser sinnlose Wille, der ohne Ziel ewig sich abarbeitet, dieser ewig sich aufzehrende, wiederkäuende Wille mußte ihn mit Entsetzen füllen. Nietzsche aber wollte Leben, Leben um jeden Preis. So segnete er seinen gewaltsamen Willen. Aber man fühlt, es wird ihm schwer. Seine Liebe zum Leben ist krampfhaft, erzwungen. Wir aber, da wir den Willen zur Macht umgetauft haben in den Willen zur Form, zur Gestalt, zur Schönheit, wir können ihn wieder lieben mit freiem, offenem Herzen. Der Wille ist hart — darin hat Nietzsche Recht. Aber die Härte, der Kampf sind ihm nur die notwendigen Mittel der Selbstgestaltung, seiner unabzwinglichen Sehnsucht nach Schönheit. Da der Wille Schönheit will, braucht er Härte. In formlosem Zustande leidend ringt sich der Wille kämpfend empor zu seiner Schönheit. Wir beten diesen Willen nicht an; denn er ist keine Allmacht. Aber wir verstehen ihn. Er klingt an unser Herz an. Seine Kinder, fühlen wir die gleiche Sehnsucht. Und so lieben wir ihn, so bejahren wir das Dasein aus dem letzten Grunde der Seele heraus. Alles Seiende ist zum Glück berufen, das ist ein tröstlicher Gesang. Eine Erlösung lockt alles Seiende, daß es ihr gierig und unablässig kämpfend nachstrebt, die Erlösung durch Schönheit. Diese Erlösung erstrebt alles Seiende und die Schönheit erreichend findet es diese Erlösung.

Solchermaßen gewinnt die Welt ihren Wert, ihren Adel zurück. Adel hat, was um seiner selbst willen lebt, was keiner höheren Rechtfertigung bedarf, was sich selbst bejaht. Dies ist die Religion des Heidentums, des Griechentums. Der heilige Glaube ist es an die selbsterlösende Kraft im Menschen, in allem Sein. Nur was durch eigene Kraft bestehen kann, was in sich selbst eine unversiegliche Quelle des Glückes birgt, was keiner Unterstützung, keiner Anlehnung, keiner hilfreichen Gnade bedarf, was ganz auf eigenen Füßen steht, das allein hat Würde. Diesem stolzen Glauben huldigten die Griechen, jene wunderbaren Erstlinge der europäischen Bildung. Sie glaubten fest an eine Tugend, die selig macht, die Tugend des Schaffens, des Schaffens des Schönen. So hatte der griechische Mensch Adel,

Würde. So goß er noch seinen Adel aus über alle Dinge. Durch Schönheit taufte er sie zur Eigenwürde. Der Griech leczte nicht nach Erlösung; er war erlöst im Glück seiner Schönheit. Dann aber brach das Unheil herein. Aus Asien kam das Christentum herüber und predigte, wie alle asiatischen Religionen, die Schwäche des Menschen. Was war es, das das Christentum die Menschen des griechisch-römischen Heidentums lehren wollte? Was wollte es ihnen mit aller Gewalt einprägen? Was suchte es ihnen immer und immer wieder zu Gemüte zu führen? Den Glauben von der gänzlichen Hilfsbedürftigkeit, Haltlosigkeit, Unwürde des Menschen, der nichts aus eigener Kraft vermöge, dessen Hoffnung auf Eigenerlösung durch die Kraft seiner Tugend ein eiteler Wahn sei, der eine Erlösung durch höhere Macht bedürfe, der Gnade brauche. Die Christen empörte die Selbstsicherheit, der Stolz, mit dem die Heiden das Leben unschuldig und tapfer lebten, die selber glücklich zu werden gedachten, die fest auf die eigene Kraft, die eigene Tugend bauten. Diesen Heidenhochmut wollte das Christentum brechen. Und es hat ihn gebrochen. Es hat den Menschen geknickt und entwurzelt. Schleiermacher gilt mit Recht als ein tiefer Kenner des Christentums. Aber wie bestimmt Schleiermacher die Religion? Als das Gefühl einer schlechthinigen, soll heißen unbedingten, gänzlichen Abhängigkeit, aus der sich der Mensch nur mit höherer Hilfe retten könne. Aber das ist nur eine Religion. Es gibt auch eine Religion des Stolzes, des Mutes, der Selbsterlösung. Das ist die heidnische Religion, das ist die griechische Religion, die wir zurückerobern müssen. Der Glaube an Gott war das größte Unglück der Menschheit. Diese Heilsbotschaft war eine Unheilsbotschaft. Gott war dem Menschen immer ein Stab, eine Stütze, Anlehnung, Hilfe, Rettung. Das sollte er sein. Darin sah man das große Heil dieser Lehre. Aber dadurch begab sich der Mensch der Eigenwürde. Damit verzichtete er auf die eigene Kraft. Aus der Schwäche ist dieser Glaube gewachsen. Die Schwäche hat er gezüchtet, verewigt. Er hat den Menschen verdorben. Was hat dieser Glaube nicht den Menschen gekostet! Wie viel Menschenkraft wurde durch diesen Glauben ersticket, nicht zum Leben, zur Gestaltung gebracht! Nur was auf eigenen Füßen steht, was sich selbst genug ist, was sich nicht aus höheren Quellen speist, was keiner höheren Hilfe und Gnade bedarf,

Die künftige Religion.

kurz was aus eigenen Gnaden lebt — das hat Würde und Adel. Durch die Gotteskindschaft gab der Mensch seine Eigenwürde preis, er verlor sich an Gott. Er mochte sich in der Gotteskindschaft sicher und geborgen fühlen. Aber sein Stolz war auch dahin. Er wurzelte nicht mehr in sich selbst. Er rankte sich an einer höheren Macht empor. Aber nur aus dem Selbstvertrauen, dem großen Mut heraus erwachsen die großen Taten. „Nur dadurch, daß ich Gott möglichst zu e n t b e h r e n suche, kann ich mich in ein würdiges Verhältnis zu ihm setzen“, sagt schon Hebbel, der kühne, ahnungsreiche Vorläufer Nietzsches. Wir aber müssen Gott gänzlich abschütteln. Damit erst machen wir den Menschen wieder zum Menschen. Der Mensch, der einem Gotte sich beugt, sich einem Gotte verbunden fühlt, ist nur halb ein Mensch. Der Mensch war bisher ein furchtsam verkrochenes Wesen, das uns Mitleid einflößt. Geben wir dem Menschen den Mut zurück. Stellen wir den Menschen wieder auf sich selbst. So hat er seinen Adel wieder. Nur wenn er ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen ist, wenn er allein in einer feindlich wogenden Welt steht, wenn er keinen verstohlenen Zugang mehr zu einer höheren Macht hat, nur dann kann der Mensch Größe erlangen. Nur die harte Zucht erzieht zur Schönheit. Die Welt ist nicht für schwache Seelen gebaut, sondern für starke. Treiben wir die Religion der Schwäche aus. Werden wir wieder aus Christen zu Heiden. Was ist Christentum? Was ist Heidentum? Christentum ist der Unglaube an den Menschen, an die Eigenkraft der Menschen. Heidentum ist Glaube an den Menschen, an die Selbstgenugsamkeit des Menschen, an die selbsterlösende Kraft im Menschen. Das Christentum erniedrigt den Menschen. Geben wir dem Menschen die Würde zurück. Die Demut soll das Höchste sein? O nein, der Stolz ist das Höchste. Richten wir den Menschen wieder auf; heben wir ihn wieder empor, daß er sich selbst vertraut. Und er wird ungeahnte Früchte treiben. Er wird wieder ein Leben schaffen, um dessentwillen das ganze Dasein gerechtfertigt scheint, das seinen Goldglanz auf alles Dasein ausstrahlt. —

Aber all die Scheiternden, Fallenden, die nicht ihre Schönheit, ihr Glück erreichen? Wir sagten, die Welt ist keine Allmacht. Was tröstet die Enterbten, die ihr Ziel verfehlten? Die Welt ist eine Jagd nach dem Glück der Schönheit. Wer fällt, muß freudig fallen. Er darf dem Leben nicht fluchen. Er muß die Glück-

lichen segnen, muß ihnen noch ein fröhliches, herzliches Auf! Weiter! zurufen, wie der fallende Krieger in der Schlacht noch an dem Glück der siegenden Kameraden sich labt, mit diesem Siegesgefühl selig stirbt. Das Leben ist keine Kinderei, kein Spaß, kein Spiel. Es ist ein Wagnis. Auf, lasset uns dieses Wagnis wagen! Wer scheitert, scheitere gern; mußte er doch wissen, was er tat, als er das Leben begann. Das Leben ist für Helden gemacht und nicht für Feige. Wir müssen es uns verbitten, daß die Verunglückten, Gebrochenen, Bekümmerten über das Leben richten. Lange genug haben sie den Wert des Lebens bestimmt. Die Gesunden sollen nicht nur Mitleid haben mit den Kranken, sondern die Kranken auch mit den Gesunden. Sie sollen nicht fordern, daß diese in ihr Lied mit einstimmen. Wer Schmerz hat, der trage den Schmerz in der Stille. Er verunglimpfe das Leben nicht. Er lasse nicht die ganze Welt wiederhallen von seinem Schmerz. Ihm muß das Leben heilig sein. Er darf es nicht entweihen. Er koste seinen Schmerz aus; aber er erscheine fröhlich, daß er nicht auch die Glücklichen erschreckt, verfinstert. Er habe Scheu vor ihrem Glück. Er breche nicht verwüstend ein in den Garten ihres Glücks. Wohl, dazu gehört Größe. Aber das Leben ist eben für die Größe angelegt, für hochgewachsene Geister, für Heiden. Wer stolz ist, der will kein Mitleid. Sein Glück will er mit jedem teilen. Sein Unglück behält er für sich allein. Wenn diese Gesinnung herrscht, behält das ganze Leben seinen Glanz, seinen Adel. Aus dem Leben fallen viele heraus. Jedes Leben ist ein Versuch. Aber die Geretteten, die Siegreichen stehen aufrecht, ein stolzes Triumphlied im Busen, alles Dasein mit ihrer Schönheit verschönend, mit ihrem Glück beglückend.

Aber schlägt nicht auch zuletzt für die Glücklichen, die Schönen eine angstvolle Stunde? Aus Wille und Zeit, hatten wir gesagt, baut sich die Welt. Im Kampfe mit der Zeit, die ihn spaltet und hemmt, schafft sich der Wille die Form, die Gestalt, das Leben. Aber wird nicht doch immer wieder die Zeit über den Willen Herr? Muß nicht jede Gestalt wieder verfallen? Jede Gestalt — ein schöner Ton aus der unharmonischen Tiefe heraus. Aber auch verhallend, verklingend wie jeder Ton. Als letzter Feind und Verneiner, der unseren ganzen Schönheitstraum verweht, der uns zurückschleudert in die Armut, in die Gebrechlichkeit, aus der wir den Menschen durch seine Kraft

iches Auf!
ht noch an
sem Sieges-
kein Spaß,
ses Wagnis
och wissen,
für Helden
s verbitten,
über das
des Lebens
en mit den
nden. Sie
men. Wer
Er verun-
Velt wieder-
heilig sein.
rz aus; aber
erschreckt,
reche nicht
dazu gehört
ngelegt, für
, der will
Sein Un-
ng herrscht,
Aus dem
such. Aber
ein stolzes
önheit ver-

klichen, die
Zeit, hatten
er Zeit, die
rm, die Ge-
der die Zeit
r verfallen?
ischen Tiefe
r Ton. Als
Schönheits-
mut, in die
seine Kraft

zur Schönheit erlösen wollten, als dieser letzte, wie es scheint, unbesiegbare Feind erhebt sich mit finsterer Macht der Tod, der unerbittliche. Was kann den Tod besiegen? Wir haben diese Frage vergessen. Die Menschen irren und taumeln durchs Leben hin. Es scheint, der Tod hat keine Macht über sie. Aber sie haben sich den Gedanken an den Tod nur aus dem Sinn geschlagen. Sie haben diesen Gedanken erdrückt, erstickt. Aber das schafft keine wahre Ruhe. Man darf einem Gegner nicht aus dem Wege gehen. So bleibt er hinterrücks eine Gefahr. Man muß ihn aufsuchen, besiegen. Dann steht die Seele fest und aufrecht. So halte es der Mensch auch mit seinem furchtbarsten Gegner, dem Tode.

Was ist der Tod? Wer kann uns den Tod besiegen? Das Leben ist ein Versuch, ein Wagespiel des sehnstüchtig leidenden Willens, der seine Gestalt und Schönheit will. Wie oft mißlingt ihm dieser Versuch! Wie oft zerfällt die Gestalt, ehe sie ihre Schönheit gefunden! Rauhe Stürme schütteln so viele hoffende Frühlingsblüten. Und auch der Wille, der seine Schönheit errungen hat, der sich ganz in Form gegossen hat, der ganz Gestalt, ganz Leben ward, der keinen kleinsten Tropfen in seinen verborgenen Fässern vergessen hat, sondern alles ausgeschüttet hat, daß es in dem Kelche seines Lebens perlt und schäumt, auch dieser vollendete Wille ist dem Tod verfallen. Dadurch daß er vollendet ward, daß er nichts vergaß, daß nichts Ungeformtes, Unerlöstes mehr in ihm ruht, daß er sich ganz erschöpfte, damit gibt er wieder dem Tod sein Recht. Die Schönheit ist ein Geschenk des Augenblicks. Ist dieser Augenblick erreicht, kam die Schönheit zum Lichte, fand der Wille sein Ziel, so muß er wieder zurückebben. Das Chaos wird wieder Herr über die Schönheit. Das Nichts besiegt wieder den Willen. Er hat dem Nichts eine Schönheit, eine Gestalt abgerungen. Nun schleicht wieder das Nichts herbei und löst die Schönheit auf. Und wie im einzelnen, so im ganzen. Wenn aller Wille organisiert ist, wenn der ganze Wille Schönheit, System geworden ist, wenn die Welt ein einziger schön geformter Organismus ist — was die Welt gewiß nicht ist; Chaos ist die Welt im weitesten Ausmaß noch, sie sucht noch ihre Schönheit — aber denken wir uns diese Entwicklung zur Höhe gelangt, den ganzen Willen hin- und ausgegossen in seiner Schönheit, in seiner Gestalt vollendet, dann staut unzweifelhaft auch der

Schöpferwille in seiner Ganzheit zurück. In seinem Ringen nach Schönheit und Gestalt hat er sich verzehrt, nun verfällt er wieder dem Chaos. Wenn der Welt eine Zweiheit zugrunde liegt, so müssen diese Gegensätze auch in ihrer Herrschaft wechseln. Die beiden Urgegensätze des Daseins vollführen einen rhythmischen Gang miteinander. Dem Schritt muß der Gegenschritt folgen. Tag und Nacht, Helle und Dunkelheit, Schönheit und Wirrsal, Ordnung und Wüste, Leben und Tod müssen auch im Allsein wechseln. Noch sind wir Jünger des Tages. Ein unendliches Schönheitssehnsuchtslied klingt noch durch alles Da-sein. Der Wille lechzt und strebt noch unersättlich. Sein Reichtum dünkt ihn unerschöpflich. Aber irgendwann legt sich der Schleier des Nichts auch wieder über den Allwillen. Die Zeit hat ihn aufgerieben. Er hat gesiegt, nun aber muß er wieder unterliegen, und so in ewigem Wechsel. Aber ich sage: dem Tode des Schönen ist der Stachel genommen. Alles Reife will sterben; denn es kann sein Glück nicht tragen. Alles Reife lechzt nach dem Tode. Wer seine Schönheit fand, wer seinen Willen ganz in Form gebracht hat, daß er bis auf den letzten, versprühenden Rest Gestalt gefunden hat, daß er ganz und gar lebt, daß er in ihm wie in einem beengenden Gefäße quillt und schäumt, — der lebt in einer seligen, aber auch zugleich in einer schweren Spannung. Das Herz ist ihm immer wie zum Zerspringen voll. Es gibt nicht nur Tränen des Schmerzes, sondern auch Tränen des Glückes. Das höchste Glück wird fast ein Schmerz. Selig ist der Rausch der Schönheit. Aber fast erträgt ihn nicht das Herz. Es muß sich in Tränen entladen. Und einen Schritt weiter noch, so wünscht es selbst den Tod. Hast du noch nie einen großen Augenblick erlebt? Wenn du einen erlebt hast, so wirst du wissen, daß, als der Rausch am höchsten war, als du fast im Taumel deines Glücks vergehen wolltest, du den Wunsch hattest, es möchte ein Ende nehmen. Denn du vermochtest das Gedränge dieser Seligkeit nicht mehr zu fassen. So der Glückliche mit dem Leben. Der Glückliche wandelt trunken auf der Scheide zwischen Tod und Leben, immer zu beidem bereit. Vor dem Tode bangt, wer im Leben nicht satt ward, wer seinem Willen nicht ganz Genüge tat, wer in seinem Innern irgend ein Heiliges, Edles hat verkümmern, vermodern lassen. Der allein bangt vor dem Tode, hat er doch nie das Glück seiner Schönheit, den Rausch seiner rhythmischen Vollendung nie gekannt, vermöge welcher

seine Seele bis in ihr Unterstes, Tiefstes hinein erklingt. Wie sollte er nicht noch hungrig sein! Der Wille aber, der ganz durch Form zum Ausdruck kam, der siegreich aus seinem Chaos sich zur Schönheit, zum Leben erhob, der sein ganzes Genüge fand, der sich voll erschöpfte, ein solcher Wille geht trunken in den Tod. Er ist überladen vom Glück der Schönheit. Er zerbricht an diesem Überglück. So breitet er dem Tode freudig seine Arme aus. Da er ganz Form, ganz Schönheit ward, ward er erlöst. Nun zuckt er nicht mehr, wenn der Schatten des Todes naht. Er hat seinen Sinn erfüllt. Wie sollte er nicht gerne sterben wollen!

Nur da es ewig vom Nichts umringelt ist, darum hat das Leben diese heiße Glut. Lieben kannst du nur, was du als einziges liebst. Alle wahrhafte Liebe ist Liebe zu etwas Unersetzlichem, Unwiederbringlichem. Darum ist der Tod nicht der Feind, sondern der Freund des Lebens. Wille und Nichts bauen gemeinsam die Welt; aus ihrer Begattung nur kann das Leben, die Schönheit erstehen. Begreife den tiefen Sinn der Zweiheit, der Spaltung im Dasein. Ohne die ewige Furcht vor dem Tode, ohne die ewige ernste Mahnung des Nichts, ohne den steten Anreiz des drohenden Abgrundes würde der Wille erlahmen, erlöschen. Der Tod, das Nichts, die Zeit, die Vergänglichkeit — oder wie du die geheimnisvolle verneinende Kraft im Dasein nennen willst — jagt den Willen hinein in das Leben, die Gestalt, die Schönheit. Der Wille, ewig vom Nichts gereizt, gehetzt, kann sich nicht anders retten, als daß er sich in die Schönheit flüchtet. Ewig vom Nichts umlagert, umlauert, muß er den Augenblick zur höchsten Weihe gestalten, daß der schöne Augenblick ihm über die Wüste des Nichts hinüberhelfe, ihn die Finsternis, die Nacht vergessen lasse. So erzeugt auch das Nichts das Leben; so ist auch der Tod der Vater des Schönen. Das Ewige ist nicht das Wertvolle, Heilige, Schöne. Das Ewige ist das Wertlose, Wüste, Gestaltlose. Nicht das Vergängliche sehnt sich nach dem Unvergänglichen. Umgekehrt, das Unvergängliche sehnt sich ewig nach dem Vergänglichen. Die gestaltlose Ewigkeit sucht die Gestalt als ihre Erlösung. Das Ewige ist das ewig Unglückliche, Leidende, Bangende. Der Zauber der Gestalt hat es der Ewigkeit angetan. In der Gestalt will sich die wogende Ewigkeit rhythmisch gliedern und sich so erlösen, sich so von seiner Wüste heilen. Zwar die Gestalt bezahlt sie mit dem Tode,

mit der Vergänglichkeit. Aber der Adel der Gestalt, die klingende Musik der Gestalt, das Glück der Gestalt wiegt die ganze Wüste der Ewigkeit auf. Ein schöner Ton aus der grausigen Tiefe heraus, und der Allwillen entzückt sich an dieser verklingenden Schönheit, er vergißt das Leiden seiner Ungestalt, er hat sich erlöst, er erlebt einen seligen Augenblick. Nicht der Augenblick will sich zur Ewigkeit ausdehnen, erweitern, sondern die Ewigkeit will sich zum Augenblick verengern, verdichten. Im schönen Augenblick der Gestalt jauchzt die gestaltlose Ewigkeit auf. Das Leben ist wie der verrinnende Schaum auf der Oberfläche des Meeres der Ewigkeit, den der gestaltlos wogende Schlund nach oben spült. Aber nur in diesem tanzenden, funkelnden, glitzernden Schaum liegt alle Schönheit, liegt alle trunkene Lust des Meeres der Ewigkeit. Man wollte den Menschen im Grenzenlosen heimisch machen. Dies war das zweite, was man vom religiösen Menschen heischte. Das erste war, daß er sich an einen Gott anschließe, das zweite, daß er seinen Blick über die Erde hinauswerfe und im Unermeßlichen hausen lerne. Aber das Grenzenlose ist nicht für den Menschen. Im Grenzenlosen taumelt er. Verschweifen wir uns nicht. Halten wir im Begrenzten Stand. Hold sind alle Schranken. Nur die Schranke, die Grenze wirkt die Schönheit, ist die Schönheit. Die Schranke, die Grenze ist nicht ein Unglück, eine Fessel, eine Schwäche. Die Grenze ist die Stärke, die Entfaltung, das Glück. Das Ewige will sich begrenzen, sich zu festen Gebilden fügen, sich in schönen Schranken gliedern. Ich weiß, du suchst die Schönheit. So schaffe dir auch den Glauben an, der diese Schönheit erzeugt. Nur der heilige Glaube an die Gestalt als an das einzige Leben, die Ehrfurcht vor dem Maß, der Grenze können die Schönheit schaffen. Umarme die Gestalt, trinke allen Zauber der Gestalt. Vergiß die Ewigkeit, gib dich hin an die Vergänglichkeit. So gebierst du die Schönheit. Mit deiner Schönheit aber erlöst sich in dir die Ewigkeit. Im Glücke deiner Schönheit vergißt du Anfang und Ende, Geburt und Tod. Wie zwei Liebende in seliger Zwiesprache Raum und Zeit vergessen — sie kosen miteinander, sie wissen nichts von Vergangenem oder Zukünftigem, sie sind ganz dem Augenblick verfallen, im Jetzt verloren — so der Glückliche mit dem Leben. Du glaubst, du kennst das Leben. Aber du kennst das Leben nicht. Du haspelst dein Leben nur ab. Spinne dich ein, webe dich ein. Nur wenn

du dich dem Leben ergibst, ergibt sich das Leben dir. Wenn du so lebst, so liebend lebst, so schöpferisch lebst, dann bist du erhaben über alle Vergänglichkeit. Dann ist dir der Tod nur der notwendige dunkle Grundton im Dasein, der die Melodie des Lebens nur um so heller erklingen lässt, der ernste Mahner, der zu allem Leben, zu allem, was Gestalt hat, warnend spricht: lebe, lebe!

Dies ist die Religion der Griechen, die unbewußte Religion Homers. Homer ist nicht nur das schönste, es ist auch das weiseste, tiefste Buch der Erde. Denn es hat das Leben. Es zeigt das Leben in unnachahmlichem Glanze. Nicht die Schönheit Homers erschüttert uns, sondern der Glaube, der diese Schönheit erschuf. Was waren dies für Menschen, welche Gläubigen des Lebens, der Gestalt! Das war ein herrlicher, vielverheißender Anfang Europas. Aber das Griechentum erfüllte seine Aufgabe nicht; es schuf nicht die zu Homer gehörige Religion. Es gibt Tragik nicht nur im Einzelleben, sondern auch im Völkerleben. Das Griechentum erlitt auf der Höhe Schiffbruch. Das Griechentum gipfelt in Platon. Aber Platon war der letzte Griech und zugleich der erste Christ. Es ist ein wunderbares Doppelspiel in Platons Seele. Platon war das Verhängnis Europas. Er fluchte dem Griechentum, er strich sein eigenes Volk durch. Man möchte noch heute wehe, wehe! rufen über diese Tat. So brach er der asiatischen Religion die Bahn. Alle asiatischen Religionen haben einen Klang der Müdigkeit, der Schwäche, der Sehnsucht aus dem Menschen heraus. Sie blicken zweifelnd, verstört auf das Leben. Sie wollen das Leben nicht stärken; sie zittern vor ihm. Sie suchen ihm zu entfliehen, es abzudämpfen. Darum schlaf't auch Asien, seitdem diese Religionen dort herrschen, einen ewigen Schlaf. Was aber in Europa Großes geschah, geschah vor dem Christentum — denn auch das Christentum ist wie alle asiatischen Religionen eine Religion des Todes und nicht des Lebens — oder nach dem Christentum, als das Christentum schon wankend wurde, trotz des Christentums. Seitdem, seit es wieder zu erwachen begann, sucht Europa eine Religion des Lebens. Das Leben bricht wohl hin und wieder mit wilder Urkraft hervor, in den Nibelungen, in Shakespeare. Aber es fehlt der letzte Adel, die letzte Schönheit. Es fehlt der homerische Glanz. Es ist ein erkämpftes, ertrotztes Leben. Sonst aber ist alles höchste Schaffen Europas ein deutliches,

Zweiter Teil.

unablässiges, sehnendes Suchen nach Leben. Die Renaissance, die reichste, üppigste Blüte des europäischen Lebens gipfelt in Michelangelo. Aber was ist Michelangelo anders als ein schmerhaftes, krampfhaftes Suchen nach Leben? Und ebenso Goethe. Goethe kommt Homer am nächsten. Er hat fast das Griechentum. Aber auch Goethe noch bleibt ein Suchender. Warum ist Faust das tiefste Gedicht der neueren Menschheit? Weil Faust das Leben sucht. Wir aber wollen nicht länger Suchende sein; wir wollen endlich Habende sein. Soll Europa nicht auch eine Religion haben? Sollen wir immer nur von fremdem Gute leben? Immer nur ein Nachhall, ein verspäteter Traum? Schaffen wir eine Religion des Lebens, eine homerische Religion des Menschenadels, der selbsterlösenden Kraft im Menschen, der Verehrung der Gestalt als des einzigen Lebens, der Erlösung durch Schönheit. Mit dieser Religion bekommt der Mensch seine Unschuld wieder wie die Blumen und Steine und so kann er ein Leben schaffen wie einst das griechische, das die Jahrtausende überstrahlt, an dem sich Jahrtausende satttrinken und es doch nicht erschöpfen. Denn es ist die Krone der Menschheit. Es ist der Inbegriff der Menschheit. Drum strahlt es über alle Menschheit hin.